P. o. germ. 1926 i (1 Frenzel

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Digitized by Google

25557.

Watteau.

Ein Roman

von

Karl Frenzel.

Erſter Band.

Königliche Bibliothek

Hannover.
Carl Rümpler.

1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Dem

Genossen fröhlichster Stunden

Heinrich Zimmn.

D. V.

Vive la joie!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Was iſt die Liebe? Was iſt die Kunſt?

Vielleicht der Sonnenſtrahl, der eine Roſe aufküßt, an dem ſie raſch verwelkt; der roſige Duft, der an Frühlingsabenden vom Himmel lächelt und blüht; vielleicht ein Sommernachtstraum; — nichts mehr!

Die Geſchichte Watteau's kann es Euch lehren.

Watteau — und wenn Ihr je eine Gemäldegalerie beſucht, erſteht mit dem Namen vor Euch eine bunte, ſchillernde, wunderliche Welt. Halb Traum, halb Wahrheit; ein wenig verſchnörkelt die Gärten, die Bäume, der Taxus, der zu Pyramiden und Sonnenſchirmen geſchnitten; die Grazien gepudert und in Reifröcken, ihr Tanz

weniger feierlich, als ſie in glücklicheren Tagen, in Hellas, um das Standbild der Liebesgöttin tanzten, und zugleich weniger lebendig und luſtberauſcht als in der Burg des Olymps, wenn ſie Apollo's Geſang und die Gabe des Bacchus begeiſterten — aber ihr Lächeln iſt doch ſüß, ihre Bewegungen ſind zart, gefällig, von verführeriſcher Weiche. Jede Zeit hat ihr Ideal, für das achtzehnte Jahrhundert war es dieſe ſinnreiche, geträumte arkadiſche Welt. Liebe in Ruhe: das iſt der Gegenſtand von Watteau's ſchönſten Bildern. Ein ſtiller Garten thut ſich auf, keine Zauberblumen duften in ihm, ſeine Springbrunnen ſingen nicht, es iſt ein Garten, wie Ihr ihn überall finden könnt, in Verſailles, im Sansſouci Friedrichs des Großen. Hohe, ſchattige Gänge von Buchen und Linden durchſchneiden ihn; hier und dort iſt ein kreisrundes Blumenbeet, in ſeiner Mitte eine Statue: Flora, die ihr Füllhorn ausſchüttet, eine Diana mit Köcher und Bogen;

liegen ſich zwei Raſenplätze gegenüber, ſteht hüben Vertumnus, drüben Pomona. Und dann, nach der Tiefe des Gartens ziehen ſich Hecken von Buchsbaum, verſchwiegene Lauben, auf und ab ſteigen Treppen, unten und oben mit Steinbildern geſchmückt, zuletzt eine Terraſſe mit marmorner Einfaſſung, über alle dem der heiterſte Sonnenſchein, ein wolkenloſer Himmel. Es iſt Nachmittag, die Geſellſchaft vom Schloſſe herabgekommen, ſie lagern im Schatten, wenn es hoch kommt, ſpielen ſie Blindekuh — nur ganz leiſe Bewegung, wie ſie oben in den Baumwipfeln ſäuſelt. Unter dichtem Gebüſch murmelt ein Bach dahin oder der Springbrunnen rauſcht aus einer Vaſe, aus der umgeſtürzten Urne einer Najade in ein weites Becken. Die Frauen ruhen in dem Arm ihrer Geliebten, auf ihren Knieen, jene ſpielt das liſtige Spiel mit dem Fächer und horcht mit halbem Ohr den Worten des Ritters zu, der ihr zu Füßen im Graſe ſitzt. Ein anderes Paar tanzt.

Die Amoretten lauſchen aus dem Blättergewirr, hinter den Statuen der Nymphen und Faune hervor — Liebesgötter ohne die ſonſt nie ihr Ziel verfehlenden Pfeile, aber auch ohne die ewig beweglichen Flügel. Watteau's Liebe kennt keine Trunkenheit der Leidenſchaft, wie keine Eiferſucht, ſo keine herzbrechende Untreue. Ein Hauch beſeelt alle ſeine Geſtalten: ſanfte Hingebung, Zärtlichkeit, eine Miſchung von Sinnlichkeit und platoniſcher Reinheit. Liebe im Müßiggang, Liebe in Ruhe: wo bei ihm zwei Herzen ſich gefunden, ſind ſie einander ſicher; kein Sturm bricht die Bäume ſeiner Gärten, kein Geſchick verwüſtet die Hoffnungen ſeiner Liebenden. Aber zuletzt wird dieſe Stille eintönig, Muſik her, Muſik! Glück auf, da iſt ein Flötenſpieler, der da hat ſich eine Guitarre geholt — die Damen und Herren ſchließen einen Kreis. Sanfte, ſüße italieniſche Weiſen erklingen, wie ſie von Venedig nach Paris herübergekommen, gleichſam in Töne verwandelt der Glanz, die

Lebensluſt, die über Tizian's und Tintoretto's Bildern liegen; was ſie ſingen iſt immer alleins: ſüß iſt das Lied der Nachtigallen, doch noch ſüßer der Blick der Geliebten. Raſch fließt unſer Leben dahin, laßt es immer, wie die Welle des Baches unter Roſen plätſchert, unter Scherz und Kuß verrinnen. Lachet und koſt, tändelt und küßt: das iſt die letzte und höchſte Weisheit. Es lebe die Freude, es lebe die Jugend! Was entziehſt du ſpröde deinen Nacken meinen Lippen, o Phyllis? Warte nur, allzubald wird dein Winter kommen und dein braunes Haar ſich nicht mehr in den zierlichen Knoten fügen. Am Heerd wirſt du ſitzen, Furchen auf der Stirn, und mit müder Hand die Spindel drehen und die jungen Mädchen, die bei dir ſind, flüſtern einander die Namen ihrer Geliebten zu oder ſingen meine Lieder, die Geſänge deſſen, den du jetzt trotzig verſchmähſt, obgleich aus ihnen allen dein Lob allein tönt. Reich biſt du jetzt noch an Schöne und Holdſeligkeit, was

weigerſt du dich, rothblühende Roſe, der Hand, die nach dir verlangt? So klingen die Weiſen, die über die Saiten der Laute gleiten, die Töne der Flöte: ſie ſind wie die kleinen roſigen und goldenen Wölkchen, die am Abendhimmel zerflattern. Aus dem Dickicht, von ſeinem Poſtament herab, lacht der ſteinerne, bekränzte Satyr über die Schäfermelodien, er, der nur die entfeſſelte Sinnlichkeit und den Rauſch der Bacchantinnen kennt. Und es wird dunkler, vermummt, mit Fackeln naht aus dem Hauptgange des Gartens ein neuer Zug, einer ſpringt luſtig hervor, die Glöckchen an ſeiner Mütze klingeln, er ſchwingt ſeinen Stab — guten Abend, Arlecchino! Und da iſt Colombine, Brighella, der würdige Pantalon; alle im Fackellicht ſtehend, ſeltſame, groteske Geſtalten, als wären ſie gerade aus der Unterwelt heraufgeſtiegen, ſchwatzend, jubelnd, tanzend, ſpringend — die italieniſche Maskenkomödie. Am Springbrunnen ordnen ſich daweilen in ſtattlichen Gruppen

mit weitbauſchigen Reifröcken, Allongenperrücken und Galanteriedegen Seigneur Alceſte, Seigneur Ariſte, Madame Elmire, Mademoiſelle Henriette: willkommen, vielgeliebte Schatten, denen ein ſchöpferiſcher Genius, Molière, Leben und Seele eingehaucht, es iſt die franzöſiſche Komödie. Gern und oft hat Watteau beide „Komödien“ gemalt und als Mittelglied die Schäferkomödie, in der ſich die gebildete Geſellſchaft ſeiner Zeit gefiel, die für ihn ſelbſt das Feenland der Poeſie, der idealſte Ausdruck des Daſeins war — Liebe in Ruhe, mit einem leiſen Zuge des Phantaſtiſchen und Schwermüthigen: etwas Süßes, Holdſeliges, Schmachtendes für alle zärtlichen und traurigen Gemüther, wie ein Vers von Racine und dabei blank und bunt, zierlich und geſchnörkelt, wie die Rokokowelt es war . . .

Als wäre er aus einem Bilde Watteau's geſchnitten, ſtattlich im langen Rock mit goldener Stickerei und Edelſteinknöpfen, Spitzenmanſchetten

über die Handſchuhe fallend, ſchritt der junge Marquis Octave de Roche-Noire eben in dem Garten des Luxembourg hin und her.

Es ging gegen den Abend, Maiabend des Jahres 1717. Der Frühling lachte und der Marquis. In der luſtigen Geſellſchaft, die mit dem Herzog Philipp von Orleans, ſeit dem Tode Ludwigs XIV., für das unmündige Königskind Ludwig XV. die Regentſchaft von Frankreich führte, war er der luſtigſten einer. Das Leben und die Welt, für die großen Herren ſind beide nur dazu da, um ſie zu vergeuden, leichtſinnig, verſchwenderiſch, in Trinkgelagen, die in den verſchwiegenen Gemächern des Palais-Royal mit flammenden Kerzen die Nacht verſpotten und die Morgenröthe obendrein, mit ſchönen Frauen, durcheinander Theaterprinzeſſinnen und wirkliche, die — ſtill, Octave iſt bei alledem ein verſchwiegener Mann und weiß die Geheimniſſe der Damen zu bewahren, deren ſogar, die ſich ſeinetwegen etwa

zum Zweikampf fordern ſollten, eine Geſchichte, die damals öfters vorfiel. Frau von Maintenon hatte im traurigen Ausgang Ludwigs XIV. die Blicke und die Leidenſchaften wenigſtens äußerlich unter der Maske der Frömmigkeit gebändigt und den einſt ſo ſtrahlenden Hof von Verſailles zu einem Kloſter von Trappiſten und grauen Schweſtern umgeſchaffen, daß der Tod des „großen Königs“ von Allen wie eine Erlöſung aus ſchmählicher Knechtſchaft begrüßt wurde. Wie der Dampf, der den Keſſel zerſprengt: ſo, in elementariſcher Zügelloſigkeit, brachen die Sinnlichkeit, die Lebensluſt in tollſten Blüthen aus. Ein verwildeter Liebesgarten, durch den der Siegeszug des Bacchus mit trunkenen Bachanten und Mänaden geht — Verſuche, dieſe gute, altgewordene und etwas runzelige Erde auf den Kopf zu ſtellen, ein Reich der übermüthigen Laune zu gründen, wo die Gegenſätze, die ſonſt einander ausſchließen, friedlich auf einem Throne ſitzen: Frechheit und Anmuth;

einen Hexenſabbath zu feiern, freilich nicht auf einem öden und nackten Felſen, ſondern in prächtigen Sälen, deren Decke Le Brün gemalt, in Muſchelgrotten und Roſenlauben, die Le Notre gezaubert; die Teufelsbeſchwörung ſelbſt fehlt indeſſen nicht — mehr als einmal lief das Gerücht durch Paris, der Herzog von Orleans habe auf einem Kreuzwege um Mitternacht Lucifer angerufen und bekannt war, daß er nach dem Stein der Weiſen und dem Waſſer der Jugend in ſeinem Laboratorium ſuchte.

Von dem allen, dem Licht wie der Finſterniß, fiel ein Theil von dem Herrn auf ſeinen Freund, ſeinen Begleiter im ſpaniſchen Erbfolgekrieg, Octave de Roche-Noire. Aus einer vornehmen Familie Südfrankreichs entſproſſen, trug er ſchon in der Wiege das rothe Ordensband der Ludwigsritter und hatte Kapitainsrang in dem Dragonerregiment ſeines Vaters. Tapfer wie er war, ſich an der Seite des Herzogs, wohin er kam,

auszeichnend, hätte er vielleicht eine der höchſten Stellen im Heere erworben und eher als mancher, der ihm vorgezogen wurde, auch verdient, wenn der Haß der Frau von Maintenon und die Abneigung des Königs nicht wie den Herzog, ſo alle ſeine Anhänger ohne Unterſchied verfolgt. Erſt nach ſeiner Verwundung in der Schlacht bei Malplaquet erhielt der Marquis ein Obriſtpatent, früh genug für ſeine dreiundzwanzig Jahre, aber ſeinen ehrgeizigen Wünſchen, die einen Marſchallsſtab im Flug zu gewinnen dachten, nicht entſprechend. Mehr und mehr mißfiel ihm der Kriegsdienſt. Der eintretende Friede raubte ihm noch den letzten Reiz des Abenteuerlichen und Beweglichen, dazu ſtarb der ältere Bruder Octave's bald darauf, die weitläufigen Güter des Geſchlechts hatten nun keinen andern Beſitzer und Verwalter als ihn. Er bat um ſeinen Abſchied, erhielt ihn, reiſte einige Jahre in Italien und England und kehrte gerad zur rechten Zeit nach Paris und an den

Hof zurück, um die neu aufsteigende Sonne des Regenten zu begrüßen.

Unabhängig, reich, einundreißig Jahre alt hatte Octave in seinen Mienen und seiner Haltung einen herausfordernden, übermüthigen Zug, die Gewohnheit des Sieges über Feinde wie Frauen war ihm gleichsam auf die Stirn geschrieben. Später, als die Mädchen Rousseau's, die sentimentalen, am Klavier träumenden, blondlockigen Schwärmerinnen, die im Sündenfall noch mit den Augenaufschlag einer reuigen Magdalena die Tugend in der Höhe des Himmels suchen, alle Frauen entzückten und zur Nacheiferung, für die Rückkehr zur Wahrheit und Natur begeisterten, würde Octave vielleicht in der Härte seines Wesens, die sich auf seinen trotzigen Lippen abdrückte, ein geringeres Glück bei ihnen gefunden haben, für diese Tage aber war er der Held. Den Rausch eines Abends nannte diese Gesellschaft Liebe; wie es, in diesem Lande für ein lächerliches

Vorurtheil galt, ſeine Gattin zu lieben: — dies ſchreibt Charlotte von Orleans, die Mutter des Regenten — ſo wäre in den Kreiſen ihres Sohnes, wenn die Tänzerinnen der großen Oper babyloniſche Tänze vor ihm und den Zechgenoſſen aufführten, Tänze, wie ſie Thais vor Alexander bei dem Brande von Perſepolis tanzte, eine Liebe, die vier Wochen dauerte, hinreichend geweſen, den Unglücklichen, der ihrer nicht los wurde, für immer aus dem Palais-Royal zu verbannen und zur Zielſcheibe aller Spöttereien zu machen.

Viel Spaziergänger waren in dieſer Dämmerungsſtunde nicht mehr im Garten; Bekannte zu finden, ſchien Octave nicht zu erwarten, in freundlichſten Gedanken verloren, wenn man nach dem Lächeln um ſeinen Mund ſchließen durfte, jetzt einen Augenblick ſtillſtehend, nun ein Lied trällernd ging er langſam in der Kaſtanienallee auf und ab.

Hinter ſich hörte er da rufen: „Herr Marquis! Herr Marquis von Roche-Noire“ . . .

Sich umwendend erkannte er in dem Rufenden Herrn Pierre de Crozat, einen Liebhaber von Kunſtſachen und Gemälden, einen freigebigen und gaſtfreien Mann, der neben einem Schatz der beſten holländiſchen Bilder auch eine immer gut beſetzte Tafel hatte.

„Guten Abend, Herr Crozat. Hübſcher Sonnenuntergang, eine treffliche Landſchaft, ſehen Sie nur bei den Buchen dort drüben, welch' herrliche Durchſicht. Sie ſollten einem von den vielen Malern, die von Ihrer Güte leben, den Auftrag ertheilen, das zu malen."

Mit einiger Verwunderung blickte Crozat, ein kleiner Mann mit feinen, klugen Augen, den jungen Marquis an und trocknete dabei mit ſeinem Batiſttuch die vom eiligen Lauf erhitzte Stirn. Von ſeiner Reiſe in Italien war Octave, wie er behauptete, als ein Verehrer der ſchönen Künſte heimgekehrt, mit Bewunderung ſprach er von den venetianiſchen Meiſtern, am Hofe erſtaunte man

über ſeine Kenntniſſe, ſeinen Geſchmack in dieſen Dingen und ehe er Zeit hatte, Einſpruch dagegen zu thun, ernannte ihn die Akademie der ſchönen Künſte in Paris zu ihrem Ehrenmitgliede. Es war natürlich, daß er fortan ſich ſelbſt als einen der erſten Kunſtkenner betrachtete und eine Vorliebe für die Malerei zur Schau trug, die ihn in Wahrheit nie erfüllt. Daß er ein ſchönes Bild einem ſchlechten vorzuziehen wußte: dafür hatte er Augen und einen durch die Anſchauung der Meiſterwerke lebhaft angeregten Sinn. Aber die Kunſt an ſich, in ihrer Hoheit und Reinheit war ihm das Gleichgültigſte auf Erden. Geſchickt jedoch gelang es ihm die Mängel ſeiner Erkenntniß zu verbergen und ſich, wo er ſeiner Sache nicht ſicher war, in ein vornehmes Schweigen zu hüllen. Sein Titel, die vorgeſchützte Neigung zur Malerei führte ihn mit Crozat zuſammen, im Augenblick merkte er heraus, daß er in ihm einen wahren Kenner und begeiſterten Liebhaber der

Kunſt gefunden, und er hielt ſich fortan ihm gegenüber in einer klugen Zurückgezogenheit, die heut zum erſtenmal in jenem Ausruf über die Schönheit des Gartens ſich verleugnete.

Dies war die Urſache des leiſen Erſtaunens, des Lächelns, das verſtohlen über die Züge Crozat's ſchlich; er hatte ſein Tuch noch immer in der Hand, ſpähte, als ſuche er Jemand in den Schatten der Bäume, nach allen Seiten und antwortete: „Ein glücklicher Gedanke, Herr Marquis! Aber ich kenne nur einen Maler, der dieſe ſtillen Reize wiederzugeben vermöchte."

„Ich bin ein Narr, wenn es nicht Ihr Schützling Antoine Watteau iſt."

„Getroffen. Als die Nymphen der Gärten die Wohnungen ihrer Schweſtern, Thäler und Wälder, Felſen und Meer, von Claude Lorrain und Pouſſin verherrlicht ſahen, wurden ſie eiferſüchtig und baten die Muſen um einen Maler; die ſchenkten ihnen die Seele Watteau's und die

Nymphen zogen ſie groß mit ihren Küſſen. Wahrhaftig, Herr Marquis, Sie ſollten dem armen Watteau den Auftrag geben, dieſe Allee für Sie zu malen und mit ſeinen Geſtalten zu bevölkern; Sie ſind es ihm ſchuldig, er hält Sie für ſeinen Feind.“

„Ein Maler und ich ſein Feind!“ Verächtlich warf Octave die Lippen auf. „Er iſt im Irrthum, Watteau, ſagen Sie es ihm, im Irrthum. Am Hofe kann Keiner mehr Wohlwollen für ihn empfinden, als ich. Vorzüglich ſeit ſeinem letzten Bilde, das Sie ſo freundlich waren mir zu überlaſſen.“

„Und gerade durch dies Bild glaubt er ſich Ihre Ungnade zugezogen zu haben.“

„Nicht möglich. Dies kleine Bild iſt ein Meiſterſtück, es hat mir Watteau's ganzen Werth enthüllt. Sie wiſſen, ich bin mehr für die hiſtoriſchen Gegenſtände, für die griechiſche Mythologie, Venus und Mars, Jo und Jupiter, Paris und

die drei Göttinnen, eingenommen, als für Genrebilder. Aber hier, welche Feinheit, welcher Duft und zumeiſt, lieber Herr Crozat, welche Bosheit!“

„Und daß Sie, allein Sie, eine boshafte Beziehung darin entdeckten, hat den Künſtler erſchreckt.“

„O,“ lachte Octave, „es hat eben nicht Jeder, wie ich, eine Couſine wie die Frau Gräfin Heloiſe de Villeneuve. Sie kennen meine Verwandte nicht, Herr Crozat“ —

„Und Watteau eben ſo wenig, ich verpfände Ihnen mein Wort.“

„Ich glaube Ihnen. Wenn ihm die Gräfin bekannt, wäre es eine Frechheit geweſen, ſie ſo zu malen. Jetzt iſt ſein Bild die glückliche Eingebung des Genius. Meine theuere Couſine mit einem Affen ſpielend, während ihr ein verzweifelter Liebhaber mit elegiſchem Ausdruck auf der Flöte ſeine ſchmachtende Zärtlichkeit vorſeufzt — vortrefflich, bewundernswerth.“

„Gegen ſeine Gewohnheit hat freilich Watteau diesmal die Figuren größer dargeſtellt, ihren Zügen mehr Beſtimmtheit und individuelles Leben verliehen, in dem Flötenſpieler erkannte ich unſchwer ihn ſelbſt wieder“ —

„Und in der Dame ſich meine Couſine. Ich müßte Ihnen im Grunde das Bild noch einmal bezahlen, Herr Crozat; aber das Vergnügen, das es mir vor einer Stunde bereitet, iſt unbezahlbar. Ich war bei der Gräfin, ich hatte Nothwendiges über eine Reiſe, eine Erbſchaftsangelegenheit zu reden und wollte mich, da wir einen gemeinſchaftlichen Gegner haben, über die einzuſchlagenden Schritte mit ihr einigen; leider fand ich ſie nicht allein und auch nicht geneigt, ihren Beſuch fortzuſchicken. Ich weiß nicht wie und woher, plötzlich wandte ſich das Geſpräch auf die Kunſt. Ihnen brauche ich meine Qual nicht zu ſchildern, lieber Herr Crozat — wenn man Schwätzer über die edle Malerei ſprechen hört! Unſerm Freund

Watteau erging es ſchlecht. Die Frau Gräfin nannte ihn einen einfältigen Burſchen. Einfältig — einer der ſie mit dem Affen ſpielend gemalt! Parbleu, wenn einer die Frauen durchſchaut, iſt es Watteau. Ich vertheidige ihn, ich rühme mein Bild. „Iſt der Schatz ſichtbar?“ fragt ſie ſpöttiſch. „In zehn Minuten, ich laſſe das Gemälde holen.“ Und es kam, Herr Crozat, wurde geſehen, ſiegte! Die Gräfin ſtieß einen leiſen Schrei aus, ſie erbleichte bis unter die Augen; „ein Meiſterwerk,“ ſagte ſie dann. „Und den Inhalt, Couſin Octave, können Sie ihn deuten?“ „Er liegt ja auf der Hand; die Frauen ziehen einen Gecken einem treuen, liebenden Herzen vor. Symboliſch, meine Couſine; der Affe bezeichnet die Narren, das Geckenthum, die Dame iſt gleichſam die Weſenheit der Frauen in verführeriſcher, ſchönſter Form —“ „Und der Flötenſpieler? fragte ſie, „Iſt, um jeglichen Verdacht, als handle es ſich hier um Wirklichkeit, abzuweiſen, Watteau ſelbſt,

Antoine Watteau, der große Künſtler, der ſich ſelbſt verſpottet.“ „Watteau! das iſt Watteau —“ ruft die Gräfin mit blitzendem Auge, einem Blick, der tödten ſollte, allmählig aber ſich ſcheu wieder unter die Wimpern zurückflüchtete. Watteau's Triumph war unbeſtreitbar, wie der Cäſars.“

„Und der Ihrige, Herr Marquis. Aber aus dem Allen erſehe ich nur das Eine, daß meinem armen Freunde in dieſer vornehmen, viel vermögenden Dame eine neue, ſchwergekränkte Feindin entſtanden iſt. Sie wird nicht ruhen, bis ſie ſich grauſam gerächt.“

„Frauenrache, Crozat, iſt wie der Wind, heute Nordwind, morgen Zephyrfächeln. Ich nehme ihn unter meinen Schutz.“

„Da müßten wir ihn erſt haben.“

„Iſt er nicht mehr bei Ihnen, hat er Ihr Haus verlaſſen?“

„Vorgeſtern am Abend, um nicht wieder zurückzukehren. Meine Diener haben Paris nach

allen Richtungen durcheilt, umſonſt, er iſt verſchwunden. Eine ſchwache Hoffnung führte mich nach dem Luxembourger Garten. Watteau liebt ihn ſeit ſeiner Jugend. Hier, in dieſen Schatten, als er bei Claude Audran, dem Inſpector der Gemäldegalerie drüben im Palaſte, arbeitete, erſchien ihm die Muſe, ging ihm das Weſen der Kunſt auf. Seine lieblichſten Träume hat er hier geträumt; für ihn war dieſer Raum das glückſelige Arkadien. Drinnen Rubens, draußen die Natur, im Wechſel wirkten ſie bildend, erziehend auf ihn ein. Wenn er zu finden iſt, durfte ich hoffen, ihn beim Sonnenuntergang hier einſam wandelnd zu treffen."

„Seltſam! Hatten Sie Streit mit ihm? Die Künſtler ſind empfindlich, von einem Hauch verſtimmt."

„Nicht doch. Aber in Watteau iſt eine eigene, unheilbare Unruhe; wie ſeiner Schöpfungen wird er auch bald der Räume, die er bewohnt, ſeiner

Umgebung überdrüſſig. In ſeinem Herzen bewahrt er den Freunden das innigſte und treueſte Gedenken, allein äußerlich trennt er ſich leicht, ohne Abſchied von ihnen. Wenn man ihm Vorſtellungen über dies ungeduldige, aufreibende Treiben macht, entgegnet er wohl: Ich ſuche mein verlornes Paradies. Mir iſt, als wäre ihm unerwartet ein Glück, das er lange genoſſen, und zugleich auf eine unerklärliche, wunderbare Weiſe entriſſen worden, dieſe Wunde blutet in ihm, ſie treibt ihn von Ort zu Ort, ſobald er nur einen Schimmer dieſer Vergangenheit erblickt, blindlings ihm nach, weil er dort allein Heilung ſeiner Schmerzen, das Ideal ſeiner Kunſt, das ihm vorſchwebt, zu finden wähnt. Was ihm geſchehen, hat er keinem Sterblichen enthüllt. Die geringſte Frage danach erregt anfangs ſeinen Zorn und ſtürzt ihn nachher in die tiefſte Betrübniß. Er iſt ein wunderlicher Menſch, der einem die Freundſchaft ſauer macht und doch wieder in glücklichen Augenblicken

mit der vollen Hingabe ſeines reinen, begeiſterten Herzens allen Verdruß und alle Sorgen reichlich vergütigt.“

„Und hat ihn jetzt auf's Neue ein Irrlicht verlockt?“

„Ich vermuthe es faſt. Den Tag über war er in ſeltſamer Bewegung geweſen. Aufgeregt irrte er durch die Gemächer. Selbſt das Zeichnen, ſeine Lieblingsbeſchäftigung, vermochte ihn nicht lange zu feſſeln. Von ſeinen Bildern ſprach er mit Verachtung. Wollt Ihr mir eine Freude bereiten, Crozat, verbrennt ſie, ſagte er mir. Dann fragte er ängſtlich nach Ihnen, Herr Marquis. Sie würden ihn wegen ſeiner Beleidigung Ihrer Verwandten in die Baſtille ſtecken laſſen. Und er habe doch nie eine Heloiſe von Villeneuve geſehen, nichts von ihr gehört. Und was ich ihm auch erwiederte, ihn zu beruhigen, er ſchüttelte zu Allem den Kopf. Später, bei dem Untergang der Sonne, litt es ihn dann ſeiner Gewohnheit

nach nicht mehr im Hauſe, er nahm ſeinen Mantel um, ging und kehrte nicht zurück."

„Sonderbar! Aber wir müſſen ihn wiederfinden, und wenn ihn die Erde verſchluckt! Durch die Polizei, durch die böſen Geiſter. Es giebt ja Teufelsbeſchwörer genug in Paris."

„Ich verlaſſe mich lieber auf meine beiden guten Augen."

„Und daneben vertraue ich meinem Stern. Ich hatte mir einen ſo ſchönen Plan ausgedacht, Watteau ſpielte die Hauptrolle darin — wahrhaftig, er ſoll mir nicht durch eine tolle Laune des Malers zerſtört werden. Manche müſſen zu ihrem Glücke gezwungen werden; ſo auch er!"

„Was iſt für einen Künſtler Glück?"

„Guter Wein, Herr Crozat, eine ausgewählte Tafel, ſchöne Frauen und Müßiggang. Nichtsthun und Spazierengehen iſt das Leben der Götter."

„Einverſtanden. Ich denke aber, Watteau iſt

nur ein Halbgott. Dennoch sei er Ihrem Schutze empfohlen, Herr Marquis! Mein Gang hierher ist nicht umsonst gewesen, wenn ich ihm einen solchen Freund und Gönner gewonnen. Und nun, Vergebung, daß ich Sie so lange aufgehalten, guten Abend und glückliche Abenteuer!"

„Ei, Herr Crozat, welcher Verdacht! In welchen Farben mögen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Gattin schildern, schwarz wie Molière's Don Juan. Nein, kein zärtliches Stelldichein wartet auf mich — sondern sieben Uhr! Und richtig, da erscheint mein Mann. Ein Malteser, Herr Crozat! Sie sind beschämt; Sie werden zu Madame Crozat sagen: Octave de Roche-Noire ist ein junger tugendhafter Mann, er liebt den Mondschein und küßt Ihnen die weiße Hand. Guten Abend; für Watteau lassen Sie mich sorgen."

Während in gegenseitiger Verneigung die Männer von einander Abschied nahmen, war aus einer

Seitenallee der Ritter, den der ſchwarze Mantel mit weißem Kreuz kenntlich machte, näher geſchritten.

Um ein Jahr mochte er jünger ſein als Octave, ſein Geſicht hatte einen weichen, faſt frauenhaften Ausdruck, eine ſtille Schwärmerei in ſeinen edlen Zügen, zu der, als er jetzt vor dem heraneilenden Octave ein wenig ſeinen Hut erhob, eine breite rothe Narbe rechts auf der Stirn einen auffallenden Gegenſatz bildete.

„Herr Chevalier d'Aydie, willkommen und meinen Dank, daß Sie meine immerhin wunderliche Bitte erfüllt."

„Warum wunderlich, Herr Marquis? Ich rede auch lieber unter den Bäumen, im Luſtwandeln, als in einem engen, verſchloſſenem Gemach."

„Meine Freunde nennen mich den tollköpfigen Roche-Noire und meine Feinde ſtimmen ein, ſo muß es wohl wahr ſein. Vielleicht iſt auch das ein unüberlegter Schritt und klügere Leute hätten ihn gar nicht gethan. In drei Worten ſind Sie

von meinem Anliegen unterrichtet, Herr Chevalier. Durch einen Zufall hörte ich, daß Sie ſich im vergangenen Frühjahr einige Zeit lang bei meinem Oheim in der Provence aufgehalten."

„Bis wenige Tage vor ſeinem Tode; ich werde es immer bedauern, daß ich einer Ahnung, die mir zu bleiben gebot, ſpottete und ohne Noth abreiſte. Der alte Herr mußte ſo allein ſterben, ohne die Hülfe und den Zuſpruch eines Freundes."

„Wie er gelebt. Verlaſſen Sie ſich darauf, es wird ihm das Liebſte geweſen ſein."

„Vergebung, wenn ich widerſpreche; Sie haben die Schale für das Weſen genommen."

„Ich? Parbleu, ich habe ihn nur einmal als Kind geſehen, ich glaube, ich war vier Jahre alt. Aber mein Vater, das Gerücht, ſeine Enkelin, die Gräfin von Villeneuve ſchalten und ſchelten ihn noch einen geizigen, mürriſchen und boshaften alten Filz. Will man ſich die Selbſtſucht verkörpert denken, freilich in ſehr unliebenswürdiger

Form, ſo iſt es mein älterer Herr Bruder Sylvain de Roche-Noire, pflegte mein Vater zu ſagen. Nun iſt er todt; wenn's eine giebt, ſei ihm die Unſterblichkeit leicht. Drei Erben warten auf ſeine Erbſchaft: ſeine Enkelin, der Sohn ſeiner Schweſter, mein Vetter Simon Riquier, und der Mann, der vor Ihnen ſteht, Herr Chevalier."

„Und ſie, meine ich, am wenigſten braucht."

„Dank für die gute Meinung! Doch hoffe ich zu meinen Göttern, daß ſie mein Oheim nicht getheilt. Und da ſind wir bei der Sache. Sie waren der Freund meines Oheims, Sie lebten drei, vier Wochen mit ihm zuſammen. Seine Hoheit, der Regent, äußerte noch kürzlich, Sie hätten große Geheimniſſe in der neuen Kunſt der Chemie aus Afrika heimgebracht. Dafür ſchwärmte auch mein Oheim; Sie werden in alle ſeine Gewohnheiten eingeweiht ſein, was halten Sie von ihm, was ſprach er von mir?" Und da der Chevalier nicht gleich eine Antwort auf dies

ungeſtüme Drängen fand, ſetzte Octave hinzu: „Wie ſtreng Ihre Gelübde auch ſein mögen, Herr Malteſer, dies können Sie bewilligen.“

„Ich weiß, daß der Marquis von Roche-Noire vom Chevalier d'Aydie nur fragen und fordern kann, was ſich mit der Ehre verträgt. Nicht daher mein Zaudern alſo. Ich ſuchte nach Worten, Sie auf eine große Enttäuſchung vorzubereiten. Sie glauben, ich hätte Ihnen Wichtiges, Entſcheidendes zu enthüllen — ach!“ unterbrach er ſich lachend ſelbſt, „nun begreife ich auch Ihre geheimnißvolle Botſchaft, daß Sie dieſen ſelten am Abend beſuchten Garten zum Ort unſeres Geſpräches vorſchlugen —“

„Begreifen Sie!“ lachte auch Octave. „Ich fürchte die Späher meiner Couſine und wollte ungeſtört mit Ihnen ſein.“

„Welche Vorſichtsmaßregeln und zu welchem Zweck! Mein Wort, Herr Marquis, Ihr Oheim hat

zu mir nie eine Silbe von ſeinen Verwandten geſprochen.“

„Und das Teſtament, das er, wir wiſſen es, während Ihrer Anweſenheit im Schloſſe, aufgeſetzt —“

„Iſt mir noch unbekannter, als Ihnen.“

„Sie waren nicht gegenwärtig?“

„In der Stunde, als der Notar mit ſeinen Schreibern eintraf, jetzt entſinne ich mich des Tages, ritt ich aus dem Schloſſe nach Vaucluſe. Am Abend, bei meiner Heimkehr, war der Marquis luſtiger als gewöhnlich. Gegen ſeine Gewohnheit lachte er und rieb ſich die Hände. „Abgemacht!“ ſagte er. „Ein ſchwieriges Geſchäft?“ entgegnete ich. „Schwierigkeiten für die, ſo nach mir kommen,“ gab er zur Antwort. „Abgemacht, Chevalier, ſprechen wir von Vaucluſe.“

„Und Sie drangen nicht in ihn? Reizte Sie denn ſeine Sonderbarkeit nicht zum Nachforſchen?“

„Ich bin nicht neugierig und an das Schweigen gewöhnt.“

„Und Sie behandeln mich, als gehörte ich zu Ihrem Orden und wäre der Welt abgestorben; gute Kameradschaft, Herr Chevalier, und Aufrichtigkeit. Bleiben Sie nicht hinter dem Berge stehen," sagte Octave mit freundlich bittendem Ton, mit einem so offenen, Zutrauen erweckenden Ausdruck, und hielt dem Chevalier die Hand hin, daß dieser nicht umhin konnte, in die dargebotene einzuschlagen und aus seiner Gemessenheit und Verschlossenheit hervorzugehen.

Er erzählte aber, daß er von Avignon, wo er eine Botschaft an den päpstlichen Statthalter auszurichten gehabt, aufbrechend, bei einer Reise durch die Provence in die Nähe der Besitzungen des Marquis gekommen sei. Nicht Willens, den abenteuerlichen Mann zu besuchen, habe ihn dennoch ein plötzlich aufsteigendes Unwetter gezwungen, im Schlosse ein Obdach zu erbitten. Wider sein Erwarten und den bösen Urtheilen, die in

der ganzen Umgebung über den Beſitzer gefällt würden, zum Trotz, ſei er gaſtfrei aufgenommen worden. Beim Abendeſſen habe ihn der Marquis nach ſeinen Reiſen gefragt, die Mittheilungen über Alexandria, Tunis und Algier, wohin ihn der Orden zur Auslöſung von Chriſtenſklaven geſandt, hätten dem alten Manne eine außerordentliche Freude bereitet und eine tiefe Theilnahme in ihm erweckt. Er habe ihn nun zum längeren Verweilen auf dem Schloſſe eingeladen, aus Tagen ſeien Wochen geworden. Wunderlich, eigenſüchtig, hart und lieblos gegen Andere ſei der Marquis geweſen, aber zuweilen wären dieſe dunkelen Seiten ſeines Charakters von dem hellſten Glanz der Menſchenfreundlichkeit und aufopfernder Tugend überſtrahlt worden, ihm hätte es geſchienen, als ſei die Feindſchaft und die Verachtung des ganzen Menſchengeſchlechts, die der Marquis zur Schau getragen, nur ein eiſerner Panzer, ſein wohlwollendes, urſprünglich edles,

aber früh betrogenes und verletztes Herz zu verbergen und zu ſchirmen.

„Wie dem ſei, gegen uns, ſeine Verwandte, iſt er hart geblieben, hart und kalt, wie Stein," fiel Octave hier, da der Ritter in ſeiner Erzählung eine Pauſe machte, ein. „Er hat uns nichts vermacht, nicht einen Pfennig! Hoffnungen freilich, einen ganzen Himmel voll Hoffnungen und Sie würden mich gering ſchätzen, wenn ich in dieſer koſtſpieligen Zeit nicht auch dieſe Hoffnungen ausgebeutet. Der Niederſchlag dieſer Luftſchlöſſer ſind denn ſehr reale, ſehr wirkliche Schulden; Sie als Naturkundiger werden dieſen wunderbaren Wechſel des Stoffes durchaus geſetzmäßig nennen. Das Geſetz und ewig das Geſetz! Warum kann man mit den Ordnungen der Natur nicht umſpringen, wie mit denen der Geſellſchaft? Alſo, Chevalier, mir wäre die Erbſchaft meines Oheims erwünſcht, meiner Gläubiger wegen, ich

war immer ein großer Menſchenfreund. Allein, ich fürchte, ich bin der Begünſtigte nicht —“

„Man hält den Marquis für unermeßlich reich, man ſprach von vergrabenen Millionen — Uebertreibungen unzweifelhaft, doch machte ſeine Haushaltung, die Einrichtung ſeines Schloſſes auf mich den Eindruck fürſtlicher Pracht, ſelbſt wenn Sie nur in geringerem Maße bei der Theilung bedacht wären ...“

„Chevalier, mein Herz ſagt mir, du erhältſt nichts. Der Schleicher wird es gewinnen, Simon Riquier, der Arzt aus Montpellier, der wird über die vergrabenen Millionen noch eine neue Schicht Erde ſchütten, während ich ſie luſtig hätte über die Tiſche rollen laſſen. Mein Oheim hatte eine Neigung für die Plebejer, plebejiſche Tugenden, er ſparte. Pfuy, das Weſen des Edelmannes iſt Verſchwendung. Er erlaubte die Heirath ſeiner Schweſter mit einem Parlamentsrath aus Toulouſe und da mein Vater ſich dieſer

ehrloſen Ehe widerſetzen wollte, entzog er ihm die Summe, die er ihm jährlich ausgeſetzt hatte.“

„Auch dies erfahre ich zuerſt von Ihnen. Ich bin in vollkommener Unkenntniß all' dieſer Verhältniſſe auf das Schloß Ihres Oheims gekommen und ſo von ihm geſchieden.“

„Herr Simon Riquier war nicht dort?“

„Während meiner Anweſenheit nicht.“

„Schrieb mein Oheim Briefe?“

„Nicht einen einzigen.“

„Chevalier, ich fange an, mich ſelbſt für einen Narren zu halten. Aber das iſt die Folge, wenn man ſich mit Advokaten einläßt und wie die gemeinen Seelen an das Geld denkt. Mag es fallen wie's will, ich rühre keinen Finger mehr. Viel eher begebe ich mich in Ihre Lehre und lerne die Kunſt des Goldmachens. Die haben Sie doch auch von den Ungläubigen aus Afrika herübergebracht? Zunächſt und vor Allem Vergebung für meine thörichten Fragen und Dank für die

Stunde, die Sie mir geopfert. Seien Sie groß-müthig, ſchenken Sie mir den Reſt des Abends. Kommen Sie mit in die Komödie und nachher zum Regenten."

„Aber, Herr Marquis —"

„Keine Widerrede! An der Abendtafel iſt der Regent nicht der Herr Frankreichs, nur Philipp von Orleans, der wackerſte Edelmann unter der Sonne, der liebenswürdigſte Geſellſchafter. Wer ihn ſchmäht, hat kein Feuer im Herzen und keinen Witz im Kopf; das ſind ſteifleinene, graue, tugendhafte Burſchen. Vorwärts, Chevalier, vive la joie! vive le caprice! Ich verſpreche Ihnen den beſten Wein und die beſten Witze auf dem Erdenrund."

„Und es geht doch nicht. Ziehen Sie kein Geſicht, Herr Marquis, nicht aus Blödigkeit! Entſcheiden Sie ſelbſt —"

„Ich will Sie anhören, aber nur auf dem Wege nach dem Theater. Mademoiſelle Lecou-

vreur ſpielt die Emilia in Corneille's Cinna; das bedenken Sie!"

Am Ausgang des Gartens erwartete ein Diener in dunkler Livrée Octave; den Brief, den er ſeinem Gebieter gab, überflog der nur mit halbem Blick und ſteckte ihn in eine der weiten Taſchen, die ſich mit koſtbarer Stickerei eingefaßt, auf den Vordertheilen ſeines amaranthfarbigen Seidenrocks befanden; dann ließ er ſich den braunen Mantel um die Schultern hängen. „Ich brauche heut' keinen Wagen," ſagte er, ihn verabſchiedend und, als ſie ſich eine Strecke von dem Garten und dem Palaſte entfernt, zu ſeinem Begleiter: „Nun zu Ihrer Geſchichte, Chevalier."

„Ich wohne in einem alterthümlichen, weitläufigen Gebäude," begann dieſer, „das ſeit König Franz I. unſerer Familie gehört, für die Tapferkeit, die er bei Marignano bewieſen, ſchenkte es der König Robert d'Aydie. Von Geſchlecht zu Geſchlecht iſt es ſeit Jahren an meinen Oheim,

den älteren Bruder meines Vaters, gefallen. Aber er verweilt ſelten und nur vorübergehend in Paris, er zieht ſeine Beſitzungen in Languedoc der Hauptſtadt vor. So hat das Gebäude etwas Vernachläſſigtes und Verkommenes, nur wenige Zimmer im erſten Stockwerk ſind eingerichtet und bewohnbar, die anderen gleichen Trödelkammern. Ein Malteſer braucht nicht viel, ich bereitete ſo dem alten Kaſtellan keine gar zu heftige Beſtürzung mit meiner Ankunft. Der große und wohlerhaltene Saal des Hauſes dient mir ohnedies nur zu einem Spaziergang vor dem Einſchlafen. In der geſtrigen Nacht hielten mich mancherlei Gedanken wach, kein Buch wollte ſie zerſtreuen und mich beruhigen, ich beſchloß einige Mal im Saale auf und ab zu gehen. Durch eine Glasthür tritt man aus ihm auf einen Balkon, früher lag hinter dem Hauſe ein Garten, aber ſeit zwanzig Jahren iſt er an unſern Nachbar, Herrn von Ferriol, verkauft worden und nur

ein ſchmaler Raſenplatz uns übrig geblieben, rings um den ſteinernen Brunnen. Ich liebe es nicht, in fremde Häuſer hineinzuſchauen, ärgere mich auch, daß der Oheim den ſchönen, ſchattigen Garten, deſſen ich mich aus der Kindheit noch wohl erinnere, verkauft, und war, ſo lange ich auch ſchon in Paris weile, nicht auf den Balkon hinausgetreten. Da nun in der Nacht lockte mich der volle Moudſchein, der durch die Vorhänge der Glasthür und der Fenſter verſtohlen drang, hinaus. Ich öffnete die Thür — über das eiſerne Gitter des Balkons ſich lehnend, im ſchwarzen Sammetrock, ohne Degen, ſteht eine ſchlanke Männergeſtalt, wie ganz verſunken in den Anblick des maleriſchen Bildes zu unſeren Füßen. Bei dem Knarren der Thür wendet er ſich leichthin nach mir zurück, grüßt: „Guten Abend!“ — Stimme wie Haltung die eines vornehmen Mannes — und vertieft ſich wieder, ſchweigend, unbeweglich in die Betrachtung des

Gartens. Voll Verwunderung ſehe ich ihn an; an einen Dieb läßt mich ſein Weſen ſo wie ſeine Kleidung nicht denken; iſt er wahnſinnig? „Aus!“ ſagte er da; eben verſinkt der Mond hinter den Thürmen von Notre-Dame. „Nun iſt nur Schatten da, alles ſchwarz und farblos. Mein Herr, können und wollen Sie mir dieſen Balkon auf acht Tage vermiethen?“ „Wenn Sie mir zwei Bedingungen erfüllen, vielleicht.“ „Welche?“ „Wozu wollen Sie dieſe luftige Wohnung gebrauchen?“ Jetzt ſchaute er mich an, wie einen, der ſeines Verſtandes nicht allzu mächtig ſei. „Wozu? Aber, mein Herr, das iſt ſonnenklar. Des Abends zum Sinnen, des Tages zum Malen.“ „Gut; und wie kamen Sie hierher?“ „Auf die einfachſte Weiſe, ohne Zauberei, ich bin hinauf geklettert.“ „Vom Hofe aus?“ „Von dem Garten dort drüben.“ „Sie ſind mit den Bewohnern jenes Hauſes bekannt?“ „Keineswegs; ich wollte Sie eben um die Namen Ihrer

Nachbarn bitten.“ „Herr und Frau von Ferriol.“ „Sie haben eine Tochter?“ „Daß ich nicht wüßte.“ „Oder eine Nichte? eine jüngere Anverwandte?“ „Ich kann Ihnen nicht darauf antworten, ich komme nicht in ihr Haus. Allein meinen Balkon werde ich nach dieſen halben Geſtändniſſen Ihnen nicht vermiethen, mein Herr, Sie lieben die junge Dame?“ Wieder ſtarrte er mich ſo wunderbar fragend an: „Lieben? Jenes Mädchen? Nein, ich liebe nur eine, werde nur eine lieben und ſie iſt es nicht.“ Kälter wehte der Nachtwind über uns, ich bat ihn, in mein Zimmer zu treten. Seinen Mantel, ſeinen Hut mit ſchwarzer Feder, die auf dem Boden des Balkons lagen, raffte er auf und folgte mir. „Wenn ich Ihnen trauen ſoll, ſagte ich nach einer Weile, als er ein Glas Wein von mir angenommen, „müſſen Sie mir zunächſt Ihr Vertrauen ſchenken und mich in Ihre Abſichten einweihen.“ „Gern. Hat Sie ſchon einmal die

Empfindung gepackt, daß Sie ein Stümper, ein Lump ſeien, Ihre Werke nicht der Betrachtung werth, daß es nichts Jämmerlicheres giebt, als ein halbes Talent, Ihre eigene Mittelmäßigkeit, die Sie aus jedem Pinſelſtrich ſchaurig angähnt? Und daneben, hier" — er ſchlug ſich vor die Stirn — „in dem unglückſeligen Kopf haben Sie Gedanken, Anſchauungen himmliſcher Schönheit, die Ihnen lachend entwiſchen, wenn Sie ſchon ihr Gewand feſtzuhalten wähnen. Pah, was iſt das Sterben dagegen? In ſolcher Qual verließ ich geſtern Abend meine Wohnung und irrte planlos durch Paris. Ich kam in dieſe Straße, vor jenes Haus. Ein Wagen fuhr vor, es mochte Mitternacht ſein. Ein Mädchen ſtieg aus, überirdiſch, wie ein Gebild aus einem Märchen, braunlockig, im ſilberglänzendem Gewande. Nun waren Sie ſchon drinnen, ich ſtand noch lange auf der Straße. So etwa ſah das Ideal in meinem Kopfe aus, ſo mußte es die Gottheit

verkörpern. Am andern Tage umſchlich ich das Haus von allen Seiten, ich ſuchte einen Eingang. Es gelang mir eine Nebenthür zu finden, durch die vermuthlich ein Gärtnerburſche gegangen war und ſie wieder zu verſchließen vergeſſen hatte, denn ich befand mich in dem köſtlichen, duftigen, ſtillen Garten. Kein Menſch darin — nur ein einziges Mal erſchien mein Ideal an einem Fenſter des Hauſes. Der Mond ſtieg auf, der Anblick wurde immer träumeriſcher, verführeriſcher. Dies malen, dachte ich bei mir ſelbſt. Sind Sie ein Künſtler? Nein! Aber da hängt ein Degen, Sie waren in einer Schlacht. Die Leidenſchaft, die Sie bei deren Beginn durchtobt, glüht, wenn er eine neue Schöpfung erſinnt, in dem Auge und dem Herzen des Künſtlers. Es iſt ein göttlicher Wahnſinn. Und ſo, im halben Fiebertraum, erblicke ich den Balkon Ihres Hauſes. Ein prächtiger Standpunkt für mein Vorhaben. Die niedrige Mauer, die Ihren Hof von jenem

Garten trennt, iſt im Augenblick überſtiegen; am Brunnen, im Graſe, finde ich eine Leiter, ſie reichte faſt bis zur Höhe des Balkons; ein kühner Schwung brachte mich vollends hinauf. Da bin ich nun und ich denke, wir ſind einig. Morgen beginne ich meine Skizze, in ſechs, in ſieben Tagen bin ich fertig, Sie werden einem Künſtler nicht die erſte Bitte, die er an Sie richtet, verweigern und die Muſen auf immer aus Ihrem Hauſe verſcheuchen.“ Das Abenteuer und der Mann gefielen mir. Im Verlauf des Geſprächs erfuhr ich, daß er im Augenblick nicht wiſſe, wo er die Nacht zubringen ſolle, nach ſeiner früheren Wohnung ginge er nicht. Ich bot ihm die meinige an, er nahm bereitwillig, ohne jede Scheu oder Weigerung, mit königlichem Anſtand, als müſſe es ſo ſein, dieſen Vorſchlag an. Heute in der Frühe ging er aus, ſich Farben und Leinwand zu kaufen, Geld ſchien er für ſeine Bedürfniſſe im Ueberfluß zu haben. Sie geben zu,

Herr Marquis, ich würde ein ſchlechter Wirth ſein, wenn ich meinen Gaſt, den ich den Tag über nicht geſehen, da Geſchäfte bei den Miniſtern mich vom Hauſe entfernt hielten, gleich am erſten Abend allein ließe.“

„Gewiß; welchen Phönix haben Sie eingefangen, unſeren beſten Maler, Antoine Watteau, nach dem ſeine beſorgten Freunde die Stadt durchſuchen! Führen Sie mich zu ihm, ich opfere ihm die Leconvreur. Sie ſind ein Glückskind, Chevalier; und die Dame, die er belauſcht hat, dieſe himmliſche Erſcheinung — das iſt ein köſtlicher Abend!“

Bald hatten ſie das Ziel ihrer Wanderung, das Haus des Chevaliers, erreicht. Allmählig war ihre lebhafte Unterhaltung verſtummt; obgleich Beide voll geſpannter Erwartung, hing doch Jeder ſeinen beſonderen Gedanken nach. Seinem Ernſt und ſinnendem Weſen gemäß, beſchäftigte ſich d'Aydie mit dem eigenthümlichen

Räthſel dieſes Künſtlerlebens, ſeinen Freuden, ſeiner Laune und ſeinem Unmuth. Octave, der trotz aller Verſicherungen Crozat's, an einen geheimen Zuſammenhang, an den Schatten eines Verhältniſſes zwiſchen Watteau und ſeiner Couſine glaubte, ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, es heut noch zu entdecken; die Gräfin war eine Freundin der Frau von Ferriol und ihrer Schweſter, Claudine von Tencin; ſie beſuchte öfters ihr Haus, leicht möglich, daß ſie es geweſen, die Watteau erblickt und ſein Ideal genannt hatte ...

Ueber eine breite, wohlerhaltene Wendeltreppe ſtiegen ſie hinauf; der alte Diener hatte die Frage des Ritters, ob der Fremde oben ſei, bejahend beantwortet. Geradwegs gingen ſie ſo in den Saal, nach dem Balkon. Noch war er leer. Hoch am Himmel, zwiſchen den beiden gothiſchen Thürmen der Kathedrale ſtand der Mond. Entzückend war der Anblick, der ſich ihnen bot. Der Garten der Ferriol's war auf zwei Seiten von

hohen Mauern eingeſchloſſen, man hatte mehrere Niſchen darin geſchlagen, in denen von Blumen und Gebüſch umrankt, ſteinerne Götterbilder ſich erhoben. Was unſchön, bauſchig und geſchmacklos an ihnen ſein mochte, verbargen freundlich die Schatten der Nacht. Die Linden dufteten herauf, deutlich gewahrte man eine Reihe von Roſenſtöcken mit weißen und rothen Blumen. Ein träumeriſcher Zauber wehte und webte über dem Allen. Jetzt bemerkte Octave's ſcharfes Auge eine Frauengeſtalt, die langſam vom Hauſe her durch den Garten ging, nah und näher der niedrigen Mauer, darüber hier und dort Epheuranken nach dem Hofe d'Aydie's kletterten ...

„Aufgepaßt, Chevalier," ſagte er halblaut und zog ihn von der Brüſtung des Balkons zurück, damit das Mädchen unten ihrer nicht anſichtig würde.

„Das iſt ſie," ſprach da eine ſanfte, wohlklingende Stimme.

Hell und voll in das Antlitz des Mannes, der hinter ihnen an dem Pfoſten der Glasthüre lehnte, ſchien das Mondlicht... Eine hagere Geſtalt, ein unruhiges Geſicht mit ſchwarzen, großen, vielbeweglichen Augen, dunkle Haare, ohne alle Kunſt, in wilden, kurzen Locken niederfallend, die Stirn beſchattend, einen unausſprechlichen Zug von Traurigkeit um den ſcharfgeſchnittenen Mund mit dünnen Lippen — ein Geſicht, ſcheinbar ausdruckslos, wäre nicht eine gewiſſe fieberhafte Bewegung von Minute zu Minute zuckend darüber hingefahren, dem Sturmwind gleich, der ein Aehrenfeld beugt — die feine, längliche Hand, die bis zu den Fingern von weißen Spitzenmanſchetten faſt verhüllt war, ſtreckte er aus, nach dem Mädchen im Garten zeigend ...

Es war Antoine Watteau.

II.

Bei dem Ausruf des Malers hatten ſich der Marquis wie der Chevalier in raſcher Bewegung zu ihm gewandt. Sichtlich erſchrak Watteau über die unerwartete, ihn ſtörende Gegenwart des Einen und etwas wie der Schatten eines Mißtrauens gegen den Andern lief über ſein Geſicht.

„Nichts für ungut, Watteau," ſagte halblaut Octave, „Sie müſſen ſchon geſtatten, daß auch wir Ihr Ideal betrachten und uns daran erfreuen, ſo weit es in dieſer Entfernung und dieſer Dunkelheit möglich iſt."

Noch bewahrte Watteau den ſcheuen und argwöhniſchen Blick ſeines Auges, bis ihm der Chevalier freundlich die Hand drückte — ein Druck

ſo voll Ehrlichkeit und Treuherzigkeit, daß er ihn beruhigte.

„Eine Schöne aus dem Morgenlande," meinte indeß der Marquis, „meine theure Couſine iſt es nicht."

„Sie hat auch einen ausländiſchen Namen," entgegnete der Maler.

„Laſſen Sie hören! Wahrhaftig, Watteau, Sie ſind ein viel liebenswürdigerer Burſche als ich mir je geträumt! Sie kommen hinter Geheimniſſe" —

„Gar kein Geheimniß, Herr Marquis. Ich gehe immer gradwegs meine Straße. Einmal, vor langen Jahren, als ich aus Paris nach meiner Vaterſtadt Valenciennes wanderte, ließ ich mich in einen Seitenweg verlocken, ich hab' genug daran, für mein ganzes Leben genug! Nach der Dame dort fragte ich heute am Morgen einen langen Tölpel, den ich am Portal ihres Hauſes ſtehen ſah. Aiſſé heißt ſie, Mademoiſelle Aiſſé."

„Aiſſé," wiederholte der Ritter, es war, als

läge ein eigener Wohlklang für ihn in dieſem Namen.

„Wenn man die Wohnung und den Namen eines Mädchens weiß, hat man ſie zur Hälfte ſchon erobert;“ dies war die Anſicht des jungen Marquis.

Ernſt erwiederte Watteau: „Dies Mädchen nicht! Sie haben nicht in ihre ſtillen braunen Augen geblickt, Sie könnten ſonſt ſolche Läſterung nicht ausſprechen. Erobert; nur die Frauen, die kein Herz haben, werden erobert, durch Schmeichelei, die Befriedigung ihrer Eitelkeit, die Schlechteſten durch Geſchenke. Jene Augen aber fordern Liebe, wenn ſie glänzen und lächeln ſollen. Und Liebe? Wer von Euch Allen kann ſie empfinden, wer kann ſie geben?“

„Es iſt alſo doch wahr und Crozat hatte Recht, Sie ſind auf der Spur Ihrer unbekannten Schönen. Meinen Glückwunſch, Watteau, ich bin dafür bekannt, auf der Jagd kein Wild aufzu-

geben, nach dem ich einmal jage, kein Daphne, keine Atalante! Aber Ihnen gönne ich den Vortritt, geſtehen Sie es nur, Sie ſind in die Braunäugige verliebt, ſeien Sie Jupiter, ich bin Merkur."

„Ich bin kein Narr," antwortete der *Maler* trocken und trat in den Saal zurück.

Dieſe kurze Abfertigung ſtand denn doch in zu grellem Gegenſatz zu der Begeiſterung, die er vorhin geäußert, um ſeine Freunde nicht in ein herzliches Gelächter ausbrechen zu laſſen. Dies verrieth ſie, ſehr gegen ihren Willen, dem jungen Mädchen, das jetzt plötzlich im Luſtwandeln innehielt und zu dem Balkon emporſchaute. Ihr Antlitz deutlich zu erkennen, verhinderte die Dunkelheit wie der Schleier, den ſie halb darum gezogen, Octave, der ſich weit vor über das eiſerne Gitter beugte.

„Guten Abend, Fräulein!" grüßte er hinunter. „Ich wollte, Sie wären an meiner und ich an

Ihrer Stelle, dann könnte ſich vielleicht das Märchen von den aus der Höhe herabſchwebenden Feen in holder Wirklichkeit erfüllen.“

Mit ihrer Hand winkend, erwiederte ſie freundlich den Gruß und wollte ſich nach einem andern Gang des Gartens wenden, um ſich den Blicken der Lauſchenden zu entziehen. So, in ihren weißen Gewändern, bei dem matten Schein des Mondes, hatte ſie einen unbeſchreiblichen Reiz — wie ein liebliches Traumgebild, das uns entflieht, ſchien ſie im Entweichen noch freundlich mit der Hand zurück zu grüßen . . .

„Bleiben Sie, Fräulein Aiſſé!“ rief darum der Marquis. „Um der Kunſt willen, Fräulein!“

Der Chevalier hatte, ſeit ſie hinaufgeſehen, ſeine Stelle nicht verändert, als wäre er feſtgebannt, ſo unbeweglich blieb er . . .

„Aber wer ſind Sie denn, der Sie mich kennen?“ fragte ſie, von der Nennung ihres Namens

überraſcht, hinauf; es war eine helle, glockentönige Stimme.

„Ich bin Octave de Roche-Noire, allein von mir iſt hier nicht die Rede, es gilt Ihre Unſterblichkeit, Mademoiſelle! Nicht Ihre himmliſche, die verbürgt uns Ihr Engelsantlitz, ſondern Ihre irdiſche. Hier ſteht Antoine Watteau“ — und er deutete rückwärts nach der Balkonthür, in der mit über einander geſchlagenen Armen der Maler wieder erſchien — „er verſpricht Ihnen ein ewiges Angedenken bei den Menſchen, ſein Pinſel wird Ihren Garten verherrlichen und zu einem Feenlande umſchaffen. Sie ſelbſt“ —

„Mich mag er dann nur in Morgana verwandeln, die kluge Fee! Ich danke ihm für die gute Abſicht — gute Nacht, Ihr Herren, und für Sie, Herr von Roche-Noire, auf Wiederſehen in Schloß Avalon.“

„Schloß Avalon,“ rief Octave . . .

Da war ſie ſchon, mit einer Geſchwindigkeit,

die für die aufgeregten jungen Leute an Zauberei ſtreifte, unter den Bäumen, in ihren Schatten, verſchwunden.

„Und will ich am Saum dann faſſen
Dein flatterndes, leichtes Gewand,
Seh' ich aus der Ferne Dich grüßen
Nur mit der ſchneeweißen Hand" —

ſagte der Chevalier die Strophe aus einem alten provenzaliſchen Liede.

„Nach Schloß Avalon will ſie," wiederholte indeß nachdenklich der Marquis.

„Aber das war ja der Wohnſitz Ihres Oheims" . . .

„In Avalon ſchenkte die gute Fee Morgana dem tapfern Ogier von Dänemark den Kranz der ewigen Jugend und, was viel beſſer iſt, ewiger Vergeſſenheit," ſprach Watteau vor ſich hin.

Die drei Männer waren in mächtiger Aufregung. Jeden feſſelte ein Anderes in der Erſcheinung und den Worten des Mädchens. Den Balkon verlaſſend, warf ſich Octave im Saal

auf einen der an den Wänden umherſtehenden Seſſel. Einige Kerzen, die der Diener inzwiſchen gebracht, erhellten nothdürftig den weiten, öden Raum. Bei ihrem Schein durchflog der Marquis den Brief, den er am Ausgang des Luxembourg-Gartens erhalten.

„Es iſt richtig," ſagte er dann. „Meine Couſine reiſt morgen in der Frühe nach Avalon; eine Freundin wird ſie begleiten; wir wiſſen nun, wer es iſt, Mademoiſelle Aiſſé. Seit ich Ihr Bild geſehen, Watteau, hatte ich mir vorgeſetzt, Sie mit mir zu nehmen, Sie der Gräfin von Villeneuve vorzuſtellen. Keinen Einwand, ich laſſe Sie ſonſt in die Baſtille ſtecken. Entweder den Thurm oder Schloß Avalon, Sie haben die Wahl. Und Sie, Chevalier, Sie ſind der Dritte im Bunde, Sie reiſen mit. Die Geſchichte, die langweilig und unerträglich zu werden drohte, erhält jetzt einen romantiſchen Anſtrich. Meine Herren, Sie ſind meine Gäſte auf Schloß Avalon; wenn ich

auch auf die Schätze meines Oheims verzichten muß, ſein Weinkeller ſoll meine Rache empfinden. Einen Streich müſſen wir doch dieſem Plebejer, Simon Riquier, ſpielen, keine Flaſche ſoll voll, kein Glas ganz bleiben in Avalon, darauf geben Sie mir die Hand."

In ſeiner leicht erregbaren Weiſe, ſeiner Vorliebe für einen ſteten und raſchen Ortswechſel, war Watteau ſogleich bereit, auf das Verlangen des jungen Edelmanns einzugehen; zurückhaltender äußerte ſich der Chevalier, was ſie dort ſollten, in welche Geſellſchaft ſie kämen.

Darauf berichtete Octave von dem ſeltſamen Teſtament ſeines Oheims. Sylvain de Roche-Noire hatte feſtgeſetzt, daß ſein letzter Wille erſt ein Jahr nach ſeinem Todestage, der auf den zweiten Juni gefallen, geöffnet werden ſollte. Acht Tage vor der feierlichen Verkündigung ſeines Teſtaments hätten ſich ſeine Verwandten, nämlich ſeine Enkelin die Frau Gräfin Heloiſe de Ville-

neuve und ſeine beiden Neffen Octave de Roche-Noire und Simon Riquier auf Schloß Avalon einzufinden; Jedem von ihnen ſei es geſtattet, drei Freunde oder Freundinnen mit ſich zu bringen. In Feſten, Tänzen, Jagdparthien ſollten ſie die Langeweile bis zum Tage der Teſtaments-Eröffnung tödten, von ihm ſelbſt, dem Erblaſſer, bis dahin weder im guten noch im ſchlimmen Sinne die Rede ſein; in der Frühe des wichtigen Tages aber hätten ſie ſich Alle nach der Capelle zu den Stufen des Altars zu begeben, auf denen ſein Sarg ſtände, dort eine Todtenmeſſe für die Ruhe ſeiner Seele anzuhören und dann einer nach dem andern einige Worte des Lobes oder des Tadels über ihn zu ſprechen, Jeder in vollſter Freiheit des Gedankens wie des Ausdrucks. Wer nach der Meinung der Uebrigen das Beſte und Treffendſte geſagt, dürfe ſich aus ſeinen Sammlungen von Bildern, Antiken und Kupferſtichen wählen, was ihn das Vorzüglichſte dünke,

und möge es zu ſeinem Angedenken werth halten. Damit nun während dieſer ganzen Zeit kein Streit und keine Trennung ausbräche, hätte die Geſellſchaft für die drei erſten Tage blindlings den Anordnungen der Gräfin Heloiſe zu gehorchen, für die folgenden drei übernähme Octave die Herrſchaft, dann und bei der Teſtaments-Eröffnung würde Simon Riquier den Vorſitz führen. „Und ſo," ſchloß Octave ſeinen Bericht, „erfüllen ſich all' unſere Wünſche auf das Glücklichſte. Sie, Herr Chevalier, können dort an paſſendſter Stelle meinem Oheim die Leichenrede halten und ſprechen Sie ſo gut, wie vorhin zu mir im Garten des Luxembourg, gewinnen Sie den Preis; Watteau malt ſeine braunäugige Schöne und uns dazu, in etwas beſſerer Lage, als auf dieſem, meiner Meinung nach, baufälligen und leidlich unbequemen Balkon, ich — ich werde einige Abenteuer erleben und die Liebe in Watteau's Sinne ſtudiren.

„Hüten Sie ſich, Herr Marquis," entgegnete

der mit traurigem Ton. „Man ſcherzt mit vielen Frauen, mit der Einzigen nicht. Die ſpielt mit uns, die zerreißt uns das Herz. Glücklich ſind alle, welche die Liebe verſchont. Ich gehe mit Ihnen. Schloß Avalon muß nicht weit von La Trappe liegen und ich frage mich oft, ob ich nicht beſſer ein Trappiſt ſein würde, als ein unnützer Farbenſchmierer. Aber das iſt Sache der Gnadenwahl. So ſehr ich mich mühe, die Welt zu fliehen, ſie läßt mich nicht los. Immer auf's Neue zieht ſie mich mit ihren Hoffnungen und Täuſchungen in ihren Wirbel zurück. Wider meine Einſicht iſt mein Wille gebunden. Nur eine Rettung giebt's aus allen Irrungen und dem ganzen Elend des Lebens, die Kunſt."

„Geſchmacksſachen, Watteau. Bedenkt, daß es auf Erden viel unerträglicher wäre, wenn alle Menſchen Heilige wie der Ritter oder Maler wie Ihr wären. Wenn wir einmal alle durch die Geburt dem Teufel verſchrieben ſind, mögen es

die beſſern, die uns in's Leben riefen. Bleibt nur immer hübſch in Bewegung, dann laufet Ihr unverſehens an mancher Gefahr und manchem Schmerz vorüber. Ich kann die Trübſinnigen nicht leiden, warum ſoll denn nur die Freude eitel ſein und nicht die Klage? Nun, wir ſetzen dies herrliche Geſpräch über irdiſche Vergänglichkeit an dem Sarge meines Oheims fort. Jetzt, Chevalier, Ihr Wort. Sie laſſen uns ſtreiten und ſtreiten" —

„Vergebung!" D'Aydie raffte ſich wie aus einem Traume auf; die Erſcheinung Aiſſé's ſchien wie mit magiſcher Gewalt auf ihn gewirkt zu haben. „Ich bin zögernd und furchtſam in meinen Entſchlüſſen" . . .

„Außer in einer Schlacht," bemerkte verbindlich Octave. „Das iſt keine Schmeichelei, es verſteht ſich von ſelbſt bei einem Malteſer."

„Ich überlegte —"

„Eingeſchlagen, ohne Ueberlegung! Jeder der

drei Erben kann nach Avalon führen, wen er will, die Teſtamentsklauſel gewährt unbeſchränkte Freiheit. Und ich wette, es iſt kein Mann dort, der ſich mit dem Chevalier d'Aydie oder mit Antoine Watteau zu vergleichen wagt. Schon meiner Freunde wegen müßte ich Univerſalerbe werden."

War es nun ſeine Liebenswürdigkeit und Ueberredungsgabe, war es der Reiz des Geheimnißvollen und Seltſamen, der über dem Ganzen wehte und die beiden Männer beſtimmte — ſie ſchlugen in die dargebotene Hand Octave's ein. Sie beſchloſſen darauf, der Gräfin den Vorſprung zu laſſen und erſt am Abend des kommenden Tages, alleſammt in der großen Reiſekutſche des Marquis, die Fahrt anzutreten.

„Leichte Vögel wie wir," meinte der Chevalier, auf Watteau und ſich deutend, „haben keine Vorbereitungen nöthig, wir ſind immer wie im Fluge hin über die Welt."

Octave de Roche-Noire hatte jetzt nur noch eine Pflicht in Paris zu erfüllen, da er im Augenblicke keine Geliebte beſaß, Abſchied von ſeinen Trinkbrüdern im Palais-Royal zu nehmen und ſich der Gunſt ihres Hauptes auch während ſeiner Abweſenheit zu empfehlen. Was ihm ſonſt, in ruhigerer Stimmung ſchwerlich gelungen wäre, ſeine beiden neuen Freunde mit ſich zu ziehen, machte ihm in dieſer Stunde keine Schwierigkeit, ſie waren alle in der Laune, ſich unbefangen an die Tiſche der Götter zu ſetzen und mit ihnen Ambroſia und Nektar zu theilen, wie hätten ſie ein Beſonderes darin finden können, mit Philipp von Orleans ein Glas auf „vive la joie!“ zu leeren? . . .

Als ſie wohlgeführt von Octave, durch die hinteren Höfe des Palais-Royal, eine Seitentreppe hinauf, das Zimmer erreichten, in dem heute die Verſammlung der „Roués“ gehalten wurde, empfing ſie ein rauſchendes „Willkommen!“

Die Einen ſaßen ſchon um den Spieltiſch, all' ihre Gedanken vom Landsknecht gefangen, die Andern ſtanden lärmend, durcheinander ſprechend, in Scherz und Tollheit und Frechheit ſich überbietend umher. Alle von vornehmem Adel Frankreichs, Montmorency's, Mortemar's, Noailles, Crequi's, der junge Herzog von Richelieu, der ſpitzredende, boshafte St. Simon, der mit überlegenem Lächeln umherſchaute, er kennt die Welt, iſt er doch ſchon über vierzig Jahre alt und — wenn er nach Hauſe kommt, bucht er alle Geſchichten und Anekdoten dieſes Tages für die Nachwelt, einer der pfiffigſten Burſchen, die je über das Parquet des Hofes geſchritten . . . Nur Einer fehlte noch, Monſeigneur Philipp von Orleans.

Ein hell erleuchtetes, prächtig geſchmücktes Gemach, Bilder an den Wänden, Bacchanalien und Götterfeſte, unbeſchreiblich in unſern klug verſtellten, geſitteten Tagen, laßt den Schleier

darüber fallen! Eine Tafel mit Silber gedeckt, in Vaſen von Sevres-Porzellan duftende Blumen, viel Reichthum, ſelbſt ein geſchmackvoller Sinn in ſeiner Entfaltung, aber keine Muſik, keine Frauen.

Dem und jenem der Gäſte hat Octave ſeine Gefährten vorgeſtellt, er verbürgt ſich für ihre Verſchwiegenheit und ihr Trinken. Die jungen, hochmüthigen Edelleute lachen über den „Witz", einen Maler in ihren Kreis zu führen, ſie freuen ſich, daß ſie dieſen Abend einen neuen Gegenſtand ihres Spottes haben. Größere Anerkennung erwirbt ſich der Name des Chevaliers. Er iſt in Afrika geweſen, das reizt. Die Sucht des Herzogs, in die Geheimniſſe der Natur einzudringen, hat alle berührt, die in näherer Beziehung zu ihm ſtehen, ſie verſpotten mit ihm die Gottheit und fürchten ſich wie er vor dem Teufel. Die Freigeiſterei des achtzehnten Jahrhunderts iſt auf das Innigſte mit Aberglauben und Geiſterſehen

verbunden. Während ſie die Tugenden der Heili-gen läugnen und für die Ausgeburten einer toll gewordenen, mönchiſchen Phantaſie ausgeben, wirkt in ihrer nächſten Nähe, auf dem Kirchhof zu St. Medard, der Kanonikus Paris noch im Grabe Wunder über Wunder und ſie ſelbſt, dieſe vorneh-me, über Himmel und Hölle ſich erhaben dünkende Geſellſchaft, wird die Beute jedes Abenteurers, der ihr ein Lebenselixir oder eine Todtenbeſchwö-rung verſpricht. Ein Johanniter aus Afrika! In dem Ritterorden des heiligen Johann haben ſich, ſeit unvordenklichen Zeiten, alte Gebräuche, geheime Formeln, tiefere Kenntniſſe der Natur, noch von den Weiſen des Morgenlandes her, erhalten, wenn man die in fröhlicher Weinlaune dem Chevalier entlocken könnte! Hin und her fragend umdrängen ſie ihn, der will von dem mohamedaniſchen Glauben, der andere von arabiſchen Mädchen Märchen und Wunderdinge erfahren, bis endlich einer — unter den buntfarbigen Röcken der einzige Schwarzrock

— dazwiſchen ruft: „Laßt doch die dummen Geſchichten, der Chevalier iſt ja der größte Zauberer."

„Ah, Herr Abbé Dubois, keine Ihrer allbekannten Lügen! Keinen ſchlechten Scherz! Beweiſe!"

„Ja wohl, Beweiſe!" ſo tönt's von allen Seiten, wie das Echo.

Der Abbé rückt ſein Sammtkäppchen und lächelt — ein Lächeln wie das Grinſen eines Satyrs, ein breites, wulſtiges, geröthetes Geſicht mit ſtark hervortretendem Kinn, eher das eines Grobſchmidts als das eines Prieſters, wenn es nicht ſo kluge und boshafte Augen hätte, eine gedrungene volle Geſtalt: das iſt der Liebling und erſte Miniſter des Regenten, wie er in der Jugend ſein Lehrer und Erzieher war. „Zauberer" wiederholte er, „ich bleibe bei meiner Behauptung," und er faßt den Ritter an einen Knopf ſeines Kleides, geſchieht es, um ihn feſtzuhalten oder um ſeine ſchöne, wohlgepflegte Hand zu zeigen? „Entſcheiden Sie ſelbſt! Giebt es eine vorurtheilsloſere

Dame, die beſſer mit den Wölfen zu heulen weiß, die in Ihrer Geſellſchaft, meine Herren, leben, lieben und trinken gelernt hat, als die Frau Herzogin von Berry? Nein! ich leſe die allgemeine Zuſtimmung auf Ihren Geſichtern. Kleopatra und Meſſalina ſind trotz ihrer anerkennenswerthen Verſuche, das Leben zu genießen, Ziegeunerinnen gegen ſie. Erſt wir Franzoſen haben alle Künſte und alle Genüſſe verfeinert und in dieſer Kunſt iſt Monſeigneur, der Regent, König und ſeine erlauchte Tochter Königin, ſie ſind einander werth. Wieder ſind Sie alle meiner Meinung. Dieſe Prinzeſſin nun, der man ſicherlich nicht die Tugend der Dummen, Beſtändigkeit in der Liebe, nachſagen kann" —

„Abbé, Sie werden ſie doch nicht beſchuldigen, daß ſie Karmeliterin geworden?"

„Viel ſchlimmer, meine Herren! Wie ſagt Virgil? Ich kenne die Spuren der alten Flamme; ſie iſt blaß, ſie kränkelt, ſie ſeufzt, Dido nach Aeneas."

„Unmöglich! Wer wäre der Grauſame, der ſie unerhört ließe? — Iſt denn kein Anderer da, dieſe Flamme zu löſchen?“

„Sie etwa, Mortemart? Sterblicher Jüngling, dem kaum der Flaum auf den Lippen ſprießt, was willſt Du mit dieſer Göttin?“

„Pairs von Frankreich“ — und Dubois erhebt ſeine Stimme über das Gelächter und den Tumult der Andern — „ich klage den Chevalier d'Aydie des Hochverraths an, ihn liebt die Prinzeß“...

„Aber, Herr Abbé,“ wallt entrüſtet der Ritter auf.

„Miſericordia, Hexerei! Chevalier, Sie haben dies Herz gerührt?“

„Wie lange iſt die Herzogin krank, Dubois?“

„Seit zehn Tagen.“

„Bei Cythere, die Sache iſt ernſt. Eine Liebe von zehn Tagen! Chevalier, Sie ſind ein Barbar.“

„Beſchluß des Hofes: Chevalier, Sie werden morgen“ —

Aber Octave bemerkt noch rechtzeitig den steigenden Unwillen und die Zornesröthe in den Zügen d'Aydie's, um einem drohenden Ausbruch zuvorzukommen: „Still doch mit dem Lärmen! Sie lassen sich von Dubois' Kammerfrauengeschwätz aufbinden. Die Frau Herzogin von Berry hat sich zu einer Generalbeichte entschlossen, daher ihre Zurückgezogenheit und der Aerger Dubois', daß sie ihn nicht zum Beichtvater gewählt."

„Die Generalbeichte der Herzogin! Nicht übel das, Roche-Noire, schade, daß der Beichtiger zu ewigem Stillschweigen verpflichtet ist."

„Ich verwahre mich gegen die heimliche Beschuldigung, die in diesen Worten liegt, als scheuten die Handlungen der Prinzessin und die unsrigen die Oeffentlichkeit. Im Gegentheil, der Welt in das Angesicht trotzen und das Gesindel verachten, das ist mein Wahlspruch."

„Ich fühle nicht die geringste Gemeinschaft zwischen mir und dem Volke", sagte den Kopf

aufwerfend der Vicomte Henri de Rion, „wir ſtehen wie auf einem Thurm und ſehen die Lumpe an ſeinem Fuß vorüberlaufen.“

„Es wäre lächerlich, wenn man glauben wollte: Tugend und Geſetz ſeien für uns erfunden worden.“

„Tugend? Aber das iſt ja eitel Dunſt; Dubois, Sie ſind ein gelehrter Mann, wann iſt das Wort in Aufnahme gekommen?“

„An dem Tage, als Pythagoras hundert Ochſen opferte, erklärten die Götter die Geopferten für tugendhaft.“

„Pythagoras! Glauben Sie an Seelenwanderung?“

„Ich bezweifle zunächſt, daß Sie eine Seele haben.“

„Oho!“

„Aber, ich bitte Sie, wenn Sie in Wahrheit eine Seele beſäßen, hätten Sie nicht längſt ſie dem Teufel verſchrieben? Der Menſch iſt eine Maſchine.“

„Ein abſcheulicher Gedanke, da wäre ich daſſelbe wie mein Bedienter.“

„Nicht doch, es giebt ja goldene Uhren, ſilberne Uhren und Sanduhren, dieſelben Unterſchiede finden bei den Menſchen ſtatt.“

„Da ſchlägt es zehn. Ich habe den fürchterlichſten Hunger und den angemeſſenen Durſt; wo nur der Regent bleibt!“

„Er hat Staatsgeſchäfte.“

„Mit Mademoiſelle Claudine von Tencin?“

„Fräulein Tencin? Abgedankte Gottheit, ſeit drei Tagen. Allein auf originelle Weiſe gefallen. Sie hat dem Regenten Vorwürfe über ſein Leben und ſeinen Verkehr mit uns gemacht, ſie hat ihm vorgeſtellt, daß Henri de Rion ein eitler Gascogner, Octave de Roche-Noire ein Spieler und Dubois ein Spitzbube wäre, ſie hat Frankreich von uns befreien, den Regenten für den Ruhm begeiſtern und ihn zu einem tugendhaften Fürſten machen wollen, zu einem zweiten Kaiſer Titus. Es ſoll

in irgend einem lateiniſchen Poeten eine Gardinenpredigt der Juno, als Jupiter einmal mit einem kleinen Rauſch von der Erde heimkehrte, zu leſen ſein, die hat die gelehrte Dame ſich in gutes Franzöſiſch überſetzt — in das klare verſtändliche Franzöſiſch, das Molière's Dorine im „Tartüffe“ redet und, immer der Verſtändlichkeit wegen, mit einigen ausdrucksvollen Handbewegungen begleitet.“

„Und was that der Herzog?“

„Der ließ wie Jupiter den Sturm über ſich hinſauſen, neigte den Kopf und machte den Thränen und der Begeiſterung der kleinen Perſon durch eine unerwartete, tiefe Verneigung ein Ende. Gute Nacht, Claudine, vor ſo viel Philoſophie ſtreicht die Liebe die Segel. Die liſtige, ehrgeizige Abenteurerin dachte Wunder, welche große Rolle an unſerem Hofe zu ſpielen.“

„Der Regent hat Recht, die Frauen ſollten ſich nur bemühen zu gefallen; daß ſie denken, iſt etwas ſehr Ueberflüſſiges.“

„Es ſchadet dem Teint, aber freilich helfen ſie dieſem Uebelſtande durch ſpaniſche Schminke ab.“

„Dies iſt der Fortſchritt der Cultur, an die Stelle des Weſens ſetzt ſie den Schein.“

„An die Kenner des Alterthums: trug Laïs Schönpfläſterchen?“

„Warum nicht? Die römiſchen Damen färbten ſich die Haare roth.“

„Es iſt alſo Alles ſchon einmal dageweſen und wir haben nichts Beſonderes.“

„Ich dächte doch, Jeder ſich ſelbſt und das iſt nichts Kleines.“

„Das hängt allein von der Maſſe ſeiner Schulden ab; wer keine Gläubiger kennt, ſchläft ruhig.“

„Einſeitige Bemerkung: ich ſchlafe trotzdem jeden Tag bis zum Mittag, ich verſichere Sie, den Schlaf der Gerechten. Wie meine Stiefeln für den Schuhputzer, gehören meine Schulden für meinen Intendanten.“

„Aber Sie werden Ihren Leichtſinn noch empfinden, er beſtiehlt und betrügt Sie.“

„Das iſt ſeine Pflicht, wie die meinige, betrogen zu werden, ich bin der Vicomte Henri de Rion und verſtehe nur in zwei Dingen keinen Scherz, wegen meiner Liebesbriefe und meines Degens.“

„Aha, die verwundbare Ferſe des Achilles!“

„Nichts da, in ſiebzehn Duellen habe ich meine Gegner kampfunfähig gemacht und bin immer unverwundet geblieben.“

Einer erhob ſein Glas: „Auf den Degen des Vicomte de Rion, die neue Durandal.“

„Aber nicht auf ſeine Orthographie“, verſetzte launig Octave, „man merkt ihr die Gascogne an.“

Dieſer Ausfall wäre ſchon hinreichend geweſen, die Eitelkeit des Vicomte zu kränken, auch ohne das Gelächter, mit dem er von den Andern aufgenommen wurde; dies Lachen reizte ihn noch mehr.

„Seit wann ſtehe ich mit Ihnen in Correſpondenz, Herr Marquis?“ fragte er auffahrend.

„Ich pflege Liebesbriefe nur aus ſchöneren Händen zu empfangen.“

„Soll das heißen, eine Dame hätte Ihnen die meinigen gezeigt?“

„Und ich wäre Ihnen in der Liebe dieſer Unbekannten gefolgt? Auf Cäſar Antonius! wie Sie wollen, Herr Vicomte, wie Sie es wünſchen. Ich unterſchreibe jede Ihrer Erklärungen.“

„Auch hiermit?“ Er berührte den Griff ſeines Degens.

„Auch damit“, Octave neigte ſich verbindlich.

„Still da, Verſöhnung!“ ſagte ein Aelterer, der das Geſpräch, ſo leiſe es geführt worden war, doch belauſcht hatte. „Seid doch nicht ſolche Hitzköpfe! Und ich denke, Roche-Noire, Sie hätten nicht mehr viel Augenblicke hier zu verlieren, oder iſt Ihre Abreiſe aufgeſchoben?“

„Wenn mir der Herr Vicomte Aufſchub gewährt, reiſe ich morgen nach Schloß Avalon in der Provence.“

„Nach Avalon! Wohin Ihre Couſine, die Frau Gräfin von Villeneuve, geht?“

„Eben dorthin.“

„Dann können wir dort weiter über meine Orthographie reden,“ entgegnete mit einem Lächeln der Ueberlegenheit und boshafter Freude Henri, „ich erhielt heute eine Einladung nach dem Schloſſe von Ihrer Couſine.“

Was auch in Octave's Seele bei dieſer Eröffnung vorgehen mochte, er lebte lange genug in dieſer Welt des Trugs, um unter der höflichſten Maske ſeinen Zorn zu verſtecken. „Da ich ſelbſt einigen Antheil an jener Beſitzung zu haben vermeine, heiße ich Sie im Voraus hochwillkommen, keinen Beſſeren als den Vicomte de Rion hätte die Gräfin zu ihrem Begleiter wählen können.“

„Ich weiß, daß die Freundſchaft der Frau Gräfin für mich viel größer iſt als mein beſcheidenes Verdienſt.“

„Ja, die Frau Gräfin von Villeneuve“, miſchte

ſich ein Anderer in die Unterhaltung, „das iſt die klügſte Frau am Hofe.“

„Eine Dame, der ſelbſt Dubois' verleumderiſche Zunge nichts anhaben kann.“

„Armer Roche-Noire, und Sie lieben ſie!“

Nun erfolgte ein allgemeines, fröhliches Gelächter, vergebens verſuchte der Marquis Einwendungen vorzubringen. „Verſtellen Sie ſich doch nicht; Ihre Neigung iſt ja offenbar. Gerade Ihr Zorn und Spott gegen Ihre Verwandte verräth Sie. Eine Frau haſſen, heißt ſie lieben und nicht wieder geliebt werden. Aber ſo ſeien Sie doch gerecht, meine Herren, Roche-Noire hat Schulden und die Gräfin Geld, ich begreife die Sympathien ſeiner Seele!“ ſo riefen ſie durcheinander.

„Schon wieder Seele! Nun werdet Ihr gar noch die Liebe in das Bereich der Metaphyſik erheben,“ grollte ärgerlich die „Maſchine Menſch.“

„Was iſt Liebe?“

„Ein Vergnügen, das erſt die Cultur dazu gemacht, in der Natürlichkeit iſt ſie ein Zwang.“

„Alſo eine Erfindung wie das Landsknecht! Merkwürdig, wie klug unſere Vorfahren geweſen ſind.“

„Mit dem Lobe der Vergangenheit ſeien Sie ſtill! Was wollen alle ihre Erfindungen, Schießpulver, Buchdruckerkunſt, Allongenperücken und Kunſt zu lieben, gegen die göttliche ſagen, die jetzt der Schotte Law dem Regenten verſpricht: alle Schulden Frankreichs durch ein Stück Papier zu bezahlen.“

„Alle Schulden — Sacre-bleu! Auch die meinigen?“

„Auch die Ihrigen, auf ein Dutzend Millionen mehr oder weniger kommt es dieſem Mann nicht an.“

„Ein neuer Moſes! Die Wunder des alten wie des neuen Teſtaments erblaſſen. Meine Schulden bezahlen!“

„Auf dieſe Verſicherung hin werde ich der kleinen Marie Lemaure das Perlenhalsband kaufen, das ſie, wie ſie behauptet, durchaus zu ihrer Rolle in der neuen Oper braucht“, bemerkte tief nachdenklich einer der jüngſten Edelleute.

„Anſelme de Noailles iſt ein Platoniker, er ſchwärmt für eine Opernſängerin; er würde ſich für ihre Tugend —“

„Pfuy, pfuy! Tugend, Frauentugend zumal! Créqui, Sie werden zur Strafe der unſichtbaren Gottheit dieſer Räume Abbitte leiſten“ — forderten die Andern.

Créqui beugte das Knie: „Erhabene Gottheit, vergieb, wenn ein profanes Wort dein heiliges Ohr verletzt. Es entſchlüpfte meiner Zunge aus irdiſcher Gewöhnung“...

„Créqui iſt ſechs Wochen in der Provinz geweſen, das entſchuldigt ihn hinlänglich.“

„Mich aber nicht, und ich, ihr Herren, ich glaube an die Tugend“, das ſagte Watteau.

Im Augenblicke trat eine Stille ein. Nach den erſten Spöttereien, die ſie mit ihm getrieben und die Watteau, ſein mürriſches, verbiſſenes Ausſehen Lügen ſtrafend, mit leidlichem Humor angehört und ohne Bitterkeit wiedergegeben, hatte der Verlauf des Geſprächs die Edelleute von ihm ab und zu ihren Genoſſen gewandt. Jetzt lenkte ſeine Behauptung, vielleicht auch darum, weil er ſie ſo ruhig und kühl vorbrachte, die Aufmerkſamkeit Aller auf ihn zurück.

„Der Maler, ein Ritter der Frauen! Hört doch den Maler! Aber, ſeltenſter Phönix unter den Männern, woher ſtammen Ihre ſittlichen Erfahrungen über die Treue des Weibes?“

„Aus dem Palais-Royal oder aus Verſailles freilich nicht,“ erwiderte in unerſchütterlichem Gleichmuth Watteau. „Aus meinem Leben eben ſo wenig; denn meine Herren, ein Mann wie ich, häßlich von Geſicht, vergrämten Gemüths, iſt ſicherlich nicht zu einem Liebling der Frauen erkoren.

Im Gegentheil, meine Erfahrung hat ſie mir nur lügneriſch, falſch, eitel und treulos gezeigt. Was iſt die Liebe? fragten Sie vorhin. Eine Narrheit, erwidere ich darauf, eine himmliſche Narrheit, wie die Kunſt. Und nur der Trunkene iſt der wahre Menſch, der Nüchterne iſt ſein Affe."

„Bravo! Bravo! Dieſer Watteau iſt ein koſtbarer Burſche; Aber bleiben Sie bei Ihrem Thema, bei der Tugend!"

„Ich bin dabei. Im nüchternen Zuſtande, wie jetzt, verläſtere ich das ganze Geſchlecht. Alles an ihnen iſt Betrug und geht auf Betrug aus. Selbſt das Glück, das ſie verheißen, iſt die nichtigſte und eitelſte aller Eitelkeiten dieſer Welt. Hier aber", und er legte die Hand auf das Herz, „in dieſem Sitz der Narrheit redet eine andere, eine ſüßere Stimme. Die redet von hochherrlichen, göttlichen Frauen, deren Gewand zu berühren, ſchon eine Seligkeit ſei, wie viel mehr ihre Hand, ihre Stirn. Dieſe ſind ewig blühend und ewig

ſchön. Die Treue iſt ihr Weſen. Sie zu ſehen, beglückt und befriedigt zugleich. Ihr Auge begeiſtert uns zu den herrlichſten Thaten, zu unvergeßlichen Werken, reichlich belohnt ihr Lächeln all' unſere Mühen. Ueber das traurigſte und jammervollſte Leben fällt ein Strahl der Verklärung, wenn ſie flüchtig darauf niederſchauen. Wer eine von ihnen liebt, der hat gelebt und keine Urſache zur Klage, wie hart auch ſonſt ſein Loos geweſen ſei. Vollkommene Trunkenheit, ihr Herren, aber zugleich wahrſtes und höchſtes Daſeinsgefühl, die Weiber ſind treulos, aber das Weib, das Ideal iſt treu!"

„Bei dem Federbuſch Heinrich des Vierten, das hier zu hören iſt neu, aber es iſt gut und um ſo muthiger, da es in Eurer Mitte geſchieht."

Es war Philipp von Orleans, der ſo ſprechend mit ſeinem Handſchuh Watteau auf die Schulter ſchlug. Während Alle den Maler um-

ſtanden, halb wider ihren Willen von ſeinen Worten gefeſſelt, war er geräuſchlos eingetreten.

Nun fuhren ſie doch auseinander und es gelang Octave, ſeinen Schützling dem Regenten vorzuſtellen.

Ein Mann im Anfang der vierziger Jahre, eine ſtattliche, heldenmäßige Geſtalt, mit offenen aber bleichen, von Nachtwachen und Genüſſen durchfurchten Geſicht, beſaß Philipp von Orleans die Gabe, ſchon durch ſein Auftreten und ſeine Haltung für ſich einzunehmen, einer, dem man beſſere Thaten zutraute, als ſie dann ſchließlich doch die Geſchichte von ihm aufgezeichnet hat. Von dem Vater, dem einzigen Bruder Ludwigs XIV., hatte er das Läſſige, Fahrige, Unſtäte, die Unluſt zu allen anhaltend ernſten Geſchäften, von der Pfalzgräfin, Eliſabeth Charlotte, ſeiner Mutter, das Derbe und Cyniſche des Worts und der Handlung geerbt. Dieſem Kopf war der Begriff des Schicklichen und der Scham nie gegeben. Dazu

der Hang ſeiner Natur nach Vergnügen und Müßiggang, den vielleicht eine ſtrengere Schule und Erziehung gebändigt, der aber, da ſein eiferſüchtiger Oheim ihn von allen politiſchen Dingen fernhielt und ſelbſt ſeinen kriegeriſchen Fähigkeiten keine volle und freie Entwickelung geſtattete, nun um ſo wilder und unwiderſtehlicher ſich durch alle Schranken ſeine Bahn brach. Früh ſchon war der Herzog gewöhnt, das Urtheil der Menſchen zu verachten. Als die Erben Ludwigs XIV. raſch hinter einander ſtarben und nur ein Kind von wenigen Jahren, der nachmalige Ludwig XV., Philipp von Orleans von dem Thron trennte, hatte man ihn in der Hauptſtadt, am Hofe, bis in die Gemächer des Königs hinein, des Mordes ſeiner Verwandten beſchuldigt. Seine Vorliebe für chemiſche Unterſuchungen ſchalt man Giftmiſcherei; die Verbrechen wären erblich im Hauſe der Orleans. Denn auf ſeinem Vater laſtete, nicht ohne einen Schein der Wahrheit auch noch

für uns, der Verdacht, Schuld an dem frühzeitigen Tode ſeiner erſten Gemahlin, Henriette Stuart, geweſen zu ſein. So gefiel ſich die Menge darin, in dem Regenten einen „Abgeſandten des Teufels“ zu ſehen, und er hinwieder, vorurtheilslos und im Selbſtbewußtſein ſeiner Unſchuld, ſuchte ein Großes in ſeinem Trotz wider ſie und die hergebrachte Ordnung. Aber ſein Herz war gut, dem Mitleid zugänglich, treu in der Freundſchaft und das Edle liebend.

„Wahrlich,“ ſagte er darum zu Watteau, „Ihr ſeid ein Künſtler. Und mit dieſer Geſinnung, ich verſpreche es Euch, mit dieſer Hingabe an das Ideal werdet Ihr niemals ganz vergeſſen werden. Von uns,“ und er zeigte auf ſich und die Geſellſchaft, „wird freilich Madame L'Hiſtoire nur als von den größten Schlemmern und Windbeuteln Frankreichs ſprechen. Zur Tafel denn, Jeder bleibe bei ſeinem Leiſten.“

Während des Mahles hörte jeder Zuſammen-

hang des Geſprächs auf, einige Witzfunken ſprühten hin und her, von dieſen belacht, von Andern, die ſich mit ihren Nachbarn in beſondere Angelegenheiten und Unterhaltungen vertieft, weniger beachtet, bis denn eine Derbheit des Abbé wieder faſt allgemeinen Beifall fand.

Denn zwei blieben theilnahmlos — wenn dieſe Kälte bei dem Chevalier d'Aydie nicht auffiel, da wenige Minuten genügt hatten, ihn allen als ein wenig für ihren Kreis und ihre Anſchauungen paſſendes Mitglied erſcheinen zu laſſen, ſo erregte ſie bei dem Herzog ein um ſo größeres Erſtaunen. Zum erſten Male, ſeit er den Vorſitz in dieſer luſtigen Geſellſchaft führte, war der Herzog wortkarg, er lachte kaum und blickte ſtill vor ſich hin. Ihm gegenüber ſaß Watteau, und zuweilen begegneten ſich die Blicke beider, der feſte, befehlende des Regenten, der unſtäte, funkelnde des Malers, auf deſſen eingefallenen Wangen der Wein,

der Lichtglanz, die eigene innerliche Erregung eine fieberhafte Röthe zauberten.

„Etwas Verdrießliches liegt dem Herzog im Sinn," lispelte Dubois ſeinem Nachbar zu.

„Vielleicht noch die Gardinenpredigt Claudine Juno's."

„Oder Law's Erfindung."

Ein Wort des Geflüſters mochte der Regent doch vernommen haben. „Sie bemühen ſich umſonſt, Abbé, hinter meine Gedanken zu kommen," fing er an.

„Ich bin auch nicht ſehr begierig nach der Mittheilung der Geheimniſſe der Götter, ich fürchte das Geſchick des Tantalus."

„Nein, Abbé, ich mache Sie noch einmal, wenn ich in verzweifelter Laune bin, zum Erzbiſchof und zum Cardinal — Sie mögen dann die Sottiſen, die Sie darüber hören, einſchlucken, aber verhungern laſſe ich Sie nicht. Und was ich dachte? Nach zehn Jahren, ſagte ich bei mir,

wird in Folge des herrlichen Lebens, das wir führen, vielleicht Keiner von uns mehr an dieſem Tiſche ſitzen, wo wir ſein werden, weiß jetzt wahrſcheinlich noch nicht einmal Lucifer —"

„Und Monſeigneur verlangen nach der Löſung des Räthſels? Hundert gegen Eins, ich wette, wir ſehen uns Alle an der Tafel der Kleopatra in der Unterwelt wieder," rief Octave.

„Für das Drüben oder Drunten iſt mir nicht bange," antwortete der Regent. „Folgen Sie mir, wie Ihre Ahnen dem Federbuſch meines Ahuherrn folgten, ich bringe Sie glücklich in die Hölle, bei den Lilien Frankreichs! Auf Erden hat Dubois noch nie eine Meſſe geleſen, dort unten ſoll er die erſte feiern. Aber Du irrſt, Roche-Noire, ich dachte: was werden die von uns ſagen, die nach uns hier an dieſem Tiſche ſitzen werden."

„Wenn es geſcheidte Leute ſind, werden ſie bedauern, daß ſie nicht zu Ihren Zeiten gelebt, Monſeigneur."

„Monſeigneur haben Reſpekt vor Madame L'Hiſtoire? Das iſt eine alte Großmutter, die Ammenmärchen erzählt. Sie wackelt mit dem Kopfe und ſtrickt Strümpfe für die Enkel, das ſind die guten Lehren und die Moral, wie unter den Fabeln von La Fontaine."

„Jedes Ding hat ſeinen eigenen Werth. Hoffentlich werden keine Gewürzkrämer und Seifenſieder aus der guten Stadt Paris über uns zu Gericht ſitzen, wir ſind von beſonderem Blut," ſagte der Vicomte.

„Und außerhalb der Welt, wo ein paar zerſchlagene Weinflaſchen und die Entführung eines Mädchens an den Pranger bringen!"

„Herzog von Richelieu," rief der Regent dem letzten Sprecher zu, „ich warne Dich bei alledem, gieb Dein liederliches Leben auf, beſſere Dich, junger Menſch! Ich laſſe Dich ſonſt noch einmal in die Baſtille ſtecken!"

„Oho, eine Zeit wird kommen, wo es keine Baſtille mehr giebt," behauptete Watteau.

Aufſpringend warf der Herzog ſein Weinglas an die Erde. „Der hat mich verſtanden."

„Keine Baſtille? Unſinn! Das wäre der Tag ohne Nacht, Frankreich ohne den König!"

„Unmöglich! Vive le roi! Vive la Bastille!"

„Was wollt Ihr?" In dem Lärm der Uebrigen, weinglühend ſprang auch Watteau von ſeinem Seſſel auf. „Wofür haltet Ihr mich? Ich rufe mit Euch vive le roi! Ohne Fürſten keine Kunſt! Aber wie Ihr, zwanzig, dreißig Menſchen vielleicht, dieſe Tafel umſtürzt, könnte es denen, die draußen ſtehen, den Millionen, nicht einmal einfallen, Euch und die ganze Herrlichkeit, die Ihr den Staat nennt, umzuſtülpen? Wie eine leergetrunkene Flaſche umzuſtülpen? Wenn der Wein daraus iſt, wozu iſt ſie noch nütze?"

„Der Menſch hat verzweifelt originelle Gedanken," meinte kopfſchüttelnd Henri de Rion.

Der Herzog, der einige Mal raſch durch das Gemach geſchritten, hatte ſeine Heiterkeit und Ruhe wieder erlangt. „Du biſt ein toller Burſche, Meiſter Watteau. Trink' nicht zu viel, mein Junge. Es muß ſchlecht mit der Kunſt in Frankreich ſtehen, wenn der gute Wein Dir ſo raſch zu Kopf ſteigt. Bei St. Denis, ein Maler wie Du, ſollte alle Tage Champagner trinken. Setzt Euch, es lebe der König! Die Regentſchaft wird vorüber gehen, ich und Ihr und die Baſtille dazu —"

„Und die Damen nicht zu vergeſſen," ſetzte Dubois gewandt hinzu, um das Geſpräch von dem gefährlichen Punkt zu leiten, den es berührt.

„Ja, meine ſchöne Tochter, die Herzogin von Berry, und die Marquiſe Düdeffand —"

„Und Claudine Tencin und die Lecouvreur —"

„Und die Lemaure und Heloiſe von Villeneuve —"

„Und die alte Schachtel, die Maintenon —"

„Alle dahin!"

Bei jedem Namen, der genannt wurde, hatte der Regent ein Blatt von den Roſen geriſſen, die vor ihm in einer Vaſe ſtanden, und die Blätter in einen großen goldenen Becher geworfen, bald, da Jeder noch einen neuen Namen zu der langen Liſte der Schönen Frankreichs fügte, war der Boden mit Roſenblättern bedeckt. „Wein her," gebot er dann, und als der Becher mit Burgunder bis an den Rand gefüllt war, ſagte er: „Nun ſtreue ich noch ein Blatt hinein: Aiſſé! Ja, ſie werden dahingehen, aber damit von ihnen und uns doch ein Denkmal bleibe, dafür laßt den da drüben ſorgen!" Und er deutete auf Watteau. „Jeder trinke daraus, bis kein Tropfen und kein Blatt mehr im Becher iſt. Ventre saint-gris! So viele Dummköpfe und der Eſel des Balaam ſind unſterblich geworden, warum ſollen wir es nicht werden?"

„Es giebt nur zwei Zeitalter, in denen zu

leben es ſich der Mühe verlohnte," rief Octave, „das goldene Alter und die Regentſchaft!"

„Vive la régence! Vive la sottise!"

So ging der Becher in die Runde.

Und während Jeder, wie die Reihe an ihn kam, daran nippte, ſangen die Andern im Chor Villon's Lied „von den Damen der guten alten Zeit."

„Wo iſt Echo, die göttliche Schöne,
Die über dem Fluß und über dem See
Antwort giebt dem Rufenden gerne —
Wo iſt vom vergangenen Jahre der Schnee?"

„Wo iſt die Königin grauſamen Herzens,
Die in der Eiferſucht wildem Weh
Buridan werfen ließ in die Seine —
Wo iſt vom vergangenen Jahre der Schnee?"

Da fügte es der Zufall, daß der Becher, da Alle ihre Plätze verlaſſen hatten, zuletzt an den Chevalier d'Aydie gelangte, der entfernt in einer Fenſterniſche ſtand. Nur noch ein einziges Roſenblatt ſchwamm im Wein; „Aiſſé" flüſternd, ſchlürfte er es hinab.

Wie war nur der Regent mit dem Fräulein bekannt geworden? Dieſelbe Neugier und Unruhe, es zu erfahren, quälte ihn wie Watteau und Octave. Dennoch getraute ſich Keiner, den Herzog um Aufklärung zu bitten; wie verſchieden, günſtig oder ungünſtig, ſie über die Frauen urtheilen mochten, das junge Mädchen im Garten der Ferriol's hatte ſie mit einer gewiſſen Ehrfurcht vor der Weiblichkeit erfüllt und dieſer Eindruck war noch zu neu und mächtig, als daß ſelbſt der Marquis, der ſonſt mit ſeinem Spott auch gegen das Heiligſte leicht fertig war, ihn in dieſer Geſellſchaft zu entweihen gewagt hätte. Denn mehr und mehr artete das Feſt zu einer tollen Orgie aus . . . Der Wein floß über die Tiſche, während die Einen ſangen, riefen die Andern nach Muſik. Henri de Rion verſuchte einen Solotanz und der Herzog von Richelieu ſagte: „Es iſt heute langweilig hier, warum ſind keine Schauſpielerinnen eingeladen?“

„Wollen wir ſie aus dem Schlaf wecken und herführen?“

„Glaubſt Du denn, guter Narr Noailles, Du wirſt ſie zu Hauſe finden? Laß Dich belehren, ohne Rauſch und Nachtwachen giebt es keine großen Künſtlerinnen.“

„Die Welt, die Welt — was iſt die Welt?“

„Eine taube Nuß“ . . .

„Still,“ unterbrach der Herzog den Sprecher, „ich will Dir ſagen, Richelieu, warum die Frauen heute von unſerem Mahl ausgeſchloſſen ſind. Und ehrlich wie Ihr Alle, die Ihr ſtets nur von Euren Siegen prahlt, werde ich meine Niederlage berichten. Bei Claudine von Tencin bemerkte ich neulich ein junges Mädchen, ſie gefiel mir. Ich ſtamme von Heinrich dem Vierten. Ich wollte ſie haben und ſie ſchlug mein Anerbieten aus. Ihr Herren, Philipp von Orleans hatte einen Augenblick einen ſchlechten Gedanken. Das Mädchen lebt bei der Frau von Ferriol als Geſell-

Bayerische Staatsbibliothek München

ſchafterin. Die Ferriol beſtach ich, denn ſie iſt eine vornehme Frau, aber die Kleine blieb feſt, trotz aller Bitten, aller Drohungen ihrer Herrin. Wenn ihr keine Zuflucht unter den Menſchen offen ſtände, die Seine ſei groß und breit genug, ihre Unſchuld zu bewahren. Das iſt Muth, das iſt Tugend! Und ich wäre nicht Philipp von Orleans, wenn ich es nicht empfunden. Parbleu! warum hätten wir ſonſt die Lilien in unſerm Wappen? Ehre, wem Ehre gebührt! Das Mädchen heißt Aiſſé. Und wer von Euch ihr jemals begegnen wird, grüße ſie."

„Wer hat Recht?" ſchrie Watteau triumphirend über den Tiſch. „Es giebt ein Ideal!"

„Auch das muß denn hinunter getrunken ſein," ſagte Richelieu und erhob ſein Glas. „Es leben die Veſtalinnen!"

D'Aydie und Watteau drückten ſich ſchweigend die Hände.

Weiter raſte das Feſt. Dubois lag ſchon halb ausgeſtreckt in ſeinem Seſſel.

„Silen fällt vom Eſel, aber Bacchus bleibt aufrecht," lachte der Regent. „Wir ſind vom Blute der Götter" — und noch einmal fing er eine Strophe Villon's zu ſingen an:

„Wo iſt Johanna, das Lothringer Mädchen,
Die in Rouen zu Frankreichs Weh
Auf dem Scheiterhaufen verbrannte —
Wo iſt vom vergangenen Jahre der Schnee?"

III.

Auf dieſer letzten Höhe des Weges hielt der große, ſchwerfällige Reiſewagen. . . Die Reiſenden ſelbſt waren ausgeſtiegen und betrachteten von hier aus das in einiger Entfernung von ihnen ſich erhebende Schloß, das für eine Reihe von Tagen ihnen Wohnung ſein ſollte und in dem, wie ſie wenigſtens glaubten, ſeltſame Dinge ihnen begegnen würden.

Es war aber am Ufer eines entzückenden See's. Faſt ganz konnte das Auge ihn von dieſem Punkt aus überſehen, nur gegen Norden hin wurde durch die Krümmung des Weges das eine Ende des See's den Blicken entzogen, deſto ſchärfer und deutlicher trat im Süden, gerade vor ihnen, die

Landzunge und der Hügel darauf hervor, die das Waſſer begrenzten. Die neunte Stunde des Abends — der Mond ſtand über der Gegend. Sein Licht glitt, ſie verſilbernd, über die Fenſter des Schloſſes hin, widerſpiegelnd im Waſſer ſchimmerte ihr Glanz und der Schein des himmliſchen Geſtirnes. Auf dieſer goldigen Furche, die ſich durch das grünliche Waſſer zog, fuhr eine leichte Gondel der Spitze des See's zu. Die beiden Damen aber, Heloiſe und Aiſſé, die jetzt mit ihrem Begleiter, dem Vicomte de Rion, unter den rothblühenden Kaſtanien ſtanden, achteten nicht der Gondel, ſondern hatten nur Aufmerkſamkeit für das in alterthümlichen Mauern und Zinnen vor ihnen aufragende Avalon. Eine gegen die Höhe ſeiner Thürme verhältnißmäßig niedrige Ringmauer mit einigen Pförtchen, von denen ſteinerne Stufen zum Geſtade hinabſtiegen, umgab das Schloß und den hinter ihm ſich ausbreitenden Garten; ſeine dichtbelaubten, hochäſtigen Bäume warfen breite, tiefe

Schatten über das Waſſer. . . . Alles heimlich, eigen, durch das phantaſtiſche Spiel des Mondlichts noch wunderlicher erſcheinend, als es am Tage ſich zeigen mochte. Sie, die von Lyon bis hierher eine beſchwerliche, durch die Hitze ermüdende Fahrt gehabt, genoſſen doppelt, wie den Anblick, der das Herz mit den Gedanken der Stille und Ruhe erfüllte, ſo die erfriſchende Kühle, die von dem Waſſer, der ſanftbewegten Luft des Abends um ihre Stirnen fächelte.

In ſolchen Augenblicken lernen auch die Schwätzer eine Weile das Schweigen, zumeiſt, wenn ſie, wie Henri de Rion ſeit dem letzten Orte, wo die Reiſenden um ſechs Uhr ein wenig geraſtet, faſt drei Stunden allein die Koſten der Unterhaltung getragen und ihre Beredſamkeit erſchöpft haben. Der Vicomte war darum nicht abgeneigt, ſich ſeinen, und die Frauen ihren Gedanken zu überlaſſen und durch keine „geiſtvolle Wendung“ die Ruhe der Natur und des Nachſinnens zu ſtören.

Bis zu dem Auftreten Rouſſeau's in der Pariſer Geſellſchaft und ihrer Europa beherrſchenden Literatur findet man keine Spur, daß ſich die Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts ſonderlich von der Betrachtung der Natur, von dem Zauber landſchaftlicher Schönheit berührt und hingeriſſen gefühlt. Die großen Landſchaftsmaler, Salvator Roſa, Claude Lorrain, Everdingen und Ruysdael, ſind alle todt: die franzöſiſche Gartenkunſt ſchmiegt ihre Phantaſie nicht ſchonend dem von der Natur Gegebenen an, ſondern verſchneidet Bäume und Hecken in eigenmächtiger Willkür zu ihren abenteuerlichen, oft geſchmackloſen Geſtalten und Formen. Dieſer Richtung folgen Alle — und es wäre unrecht, den Dreien auf der Höhe eine Schwärmerei anzudichten, von der vielleicht nur Aiſſé den letzten und leiſeſten Hauch empfand. Bei Heloiſe wie bei dem Vicomte war die Neugier das vorwaltende Gefühl. Was in jenem Avalon, das ſo geheimnißvoll herüberſah, geſchehen würde, beſchäf-

tigte beide ausſchließlich. Denn obgleich die Schulden Henri de Rion's nur für ſeinen Intendanten gehörten, hatte er doch nicht ganz die Kunſt des Rechnens vergeſſen. Die Hand der ſchönen Wittwe zu erobern ſchien ihm noch ein beſſeres Mittel, ſeinem Geldmangel aufzuhelfen, als das Elixir, mit dem Law Frankreich von ſeinen Staatsſchulden heilen wollte. Und allzufern konnte er dem erſehnten Ziele ſeiner Wünſche doch nicht ſein! Wenn man einer Dame vom Beginn eines Jahres bis faſt in ſeine Mitte, einige kleine Liebſchaften mit Tänzerinnen abgezogen — Treuloſigkeiten, die in der Regentſchaft nicht zählen — treu gehuldigt hat; wenn man ihr acht Tage auf einer langweiligen und traurigen Reiſe — denn die Menſchen jener Zeit dachten über das Vergnügen des Reiſens bei den ſchlechten Straßen, den ſchlechteren Wirthshäuſern und der tödtlichen Langſamkeit der Fahrt weit anders als wir — zum Begleiter, Beſchützer, zu einer Art Reiſemarſchall gedient,

ohne ſich in ihre ſchönere Freundin und Gefährtin zu verlieben; wenn man eine köſtliche Woche vor ſich hat, die man in Feſten und Tänzen, auf Spaziergängen, im ſüßen Nichtsthun mit ihr dahinleben wird, und nebenbei ein ſo vollendeter Cavalier iſt, als Henri de Rion es nach ſeiner und der Freunde Meinung war: da höre man nicht die Geigen der Engel im Himmel klingen und tönen! Nicht in ſeinem ſchlimmſten Traum war dem Vicomte in den elenden Gaſthäuſern, in denen ſie nothgedrungen ein und ein anderes Mal hatten übernachten müſſen, ein Mißlingen ſeiner Bewerbung als im Bereich der Möglichkeit liegend erſchienen: er ſah ſich immer nur an der Seite Heloiſens, als Beſitzer des Schloſſes Avalon. Es galt allein, vor dem entſcheidenden neunten Tage und dem Gange nach der Kapelle ſich des Herzens ſeiner Angebeteten zu verſichern, ihr vorher in aller Form eine Erklärung zu machen — denn nach der Teſtamentseröffnung, wenn ſie als die

Erbin von Millionen daſtand, hätte die argwöhniſche Heloiſe ſeine Liebe vielleicht für eigennütziger als vorher gehalten und ihn mit höflicher Verneigung heimgeſchickt. Ueberdies ſind die Launen einer Dame, die Millionen beſitzt, unberechenbar. So lange ihr Schickſal noch unentſchieden war, mußte ſie Henri gewinnen. Dieſer Entſchluß reifte jetzt unter den Bäumen, während ſie zwei, drei Schritte vor ihm ſtand, das Geſicht ihm halb zugewendet, mehr und mehr in ihm. Er verwünſchte die Gegenwart Aiſſé's — wäre er in dieſer Stimmung mit der Gräfin allein geweſen, er hätte geſprochen. Gute Worte ſaßen ihm auf der Lippe, morgen — ja wer nur wüßte, wohin morgen alle dieſe unausgeſprochenen Gedanken und Gefühle mit Mondſchimmer und Baumrauſchen gegangen ſein mochten? Ob ſie wiederkehren würden?

„Das alſo iſt Avalon," ſagte da Aiſſé.

Heloiſe nickte und zog die Freundin näher an ſich. „Ja, Avalon — mein Schloß und nur

doch ſo fremd, wie Ihnen. In meiner Kindheit, in meinem ſiebenten Jahre, brachte ich einen Sommer und einen Herbſt in ihm zu. Später zerfiel der Großvater mit meinem Vater und meiner Mutter, erſt jetzt ſehe ich das alte Gemäuer wieder. Die Jugend wacht in mir auf, es ſoll meine Freude ſein, Ihnen drüben im Garten die verſchwiegenen Lauben und Gebüſche zu zeigen, wo ich ſo glücklich geweſen, weil ich ohne Sorgen und ohne Gedanken war, wo ich jetzt noch einmal, liebſte Aiſſé, den Traum der Jugend mit Ihnen zu genießen gedenke.“

„Und ertrug denn Ihr Großvater ſo leicht die Trennung von Ihnen?“

„Ich glaube doch. In unſerer Familie erben ſich gewiſſe Sonderbarkeiten fort, und ſchon früh ſollen ſich bei meinem Großvater Züge von Menſchenhaß, Abneigung gegen den Lärm der Städte und eine Vorliebe für die Einſamkeit gezeigt haben, die wachſend, durch widriges Geſchick verſtärkt,

ſich endlich wie ein Schatten über ſeinen ſonſt ſo klaren und weitſichtigen Geiſt legten. Er betrachtete uns wie Fremde, meine Mutter hat mir oft erzählt, daß er ſich ſelbſt mit einem Schiffbrüchigen verglich, den ein Sturm fern von der Heimath in ein ihm unbekanntes Land verſchlagen, aus dem keine Rückkehr zu der Stätte ſeiner Geburt ihm erlaubt iſt, und der nun bekümmerten Sinnes und rückwärts gewandten Blicks ein trauriges Leben dahinſchleppt. Unſer Begleiter, der luſtige Vicomte, lacht ſtill in ſich hinein über ſolche Tollheit, und unter uns, ich bin auch der Meinung, daß mein guter Großvater an einer fixen Idee gelitten, aber Sie ſehen, man kann ſiebenzig Jahre dabei werden und mit der grauſamen Freude ſterben, noch nach ſeinem Tode ſeine Erben auf die Folter zu ſpannen.“

„Auf die Folter? Sind Sie unruhig über den Ausgang dieſer närriſchen Geſchichte?“ fragte

Henri. „Während der ganzen Reiſe verſprachen Sie ſich ſo doch luſtige Tage!“

„Und hoffe ſie noch. Aber bei dem Anblick jener grauen, düſtern Mauern ergreift mich ein melancholiſches Gefühl. Nicht aller Augen werden dort ſo hell glänzen, wie die Ihrigen, meine Aiſſé, und es wird genug verſchloſſene, finſtere Mienen geben, die uns um das Sonnenlicht und das Lachen beneiden werden. Mir, was iſt mir das Erbe meines Großvaters? Meinetwegen mag er doch ſein Geld in den tiefen Brunnen des Schloſſes werfen laſſen. Um Avalon nur ſollte es mir leid thun, wenn es in andere Hände fiele. Aber meine Verehrer und der ritterliche Vicomte voran betheuern mir ja, daß nicht einmal der Tod meines Gemahls meiner Geſichtsfarbe geſchadet, der Verluſt Avalons wird ihr noch weniger ſchaden. Freilich mein Herr Couſin! der zieht nicht triumphirend durch dies Thor, ich wette! Das Teſtament und wieder das Teſtament! damit iſt er von

mir geſchieden. Ihm läßt es keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Seine Schulden ſind ſo zahlreich wie ſeine Liebſchaften und wenn ihm ſein Gönner, der Regent, nicht etwa aus Gnade zum Oberaufſeher aller königlicher Bilder im Louvre mit einem anſtändigen Gehalte macht, wird er dem Beiſpiel ſeines Oheims nachahmen müſſen, in die Provinz entſchwinden und aus Vermögensrückſichten ein Menſchenfeind werden."

„Oder er legt ſich auf das Malerhandwerk, er liebt ja die ſchönen Künſte," bemerkte der Vicomte, „Plebejerneigung."

„Und Sie lieben ſie nicht, denn ſie ſind der Vicomte Henri de Rion," entgegnete Heloiſe mit leichtem Erröthen, es war doch ungewiß, ob vor Verdruß, ob aus Billigung ſeiner Worte.

„Ich verehre nur das Urbild der Schönheit, nicht den ſchwachen Abglanz, den die Maler von ihr wiederzugeben ſich mühen, ich verehre Sie, Heloiſe, Sie allein" —

Aiſſé war bis an den Rand des Hügels vorgegangen, um der Gondel nachzuſehen, die in gleichmäßigen Ruderſchlägen ſich der Gartenpforte näherte.

Als Heloiſe auf dies Geſtändniß des Vicomte ihre Hand, die er zu ergreifen ſuchte, an die Lippen legte, als wollte ſie ihm ſo Schweigen gebieten, war ſie von verführeriſcher Anmuth. Eine junge Frau mit lebhaften, herausfordernden Augen, blondhaarig, in einer gewiſſen Fülle der Geſtalt, kleiner als die ſchlanke Aiſſé und beweglicher: wenn dieſe etwas Engelhaftes, Träumeriſches hatte, beſaß Heloiſe den Ausdruck und den Zug einer Bachantin — freilich nicht derer auf den griechiſchen Bergen, die Orpheus und Pentheus zerriſſen, ſondern mit friſirtem und gepudertem Haar, mit Reifröcken und brabanter Spitzen, ein ſchelmiſches, trunkenes Geſicht, aus dem Geiſt und Leidenſchaft ſprachen. Aus Neigung hatte die Gräfin ihren, nun ſeit länger als fünf Jahren todten Gemahl nicht geheirathet, aber ihre Ehe war trotz-

dem ohne große Stürme geblieben. Auch das ſchlimmſte Gerücht wußte ihr keine Untreue, keine Liebesgeſchichte nachzuſagen. Dem und jenem Cavalier mochte ſie ſich freundlicher erwieſen haben, doch war ſie immer ſo klug geweſen, einen undurchdringlichen Schleier über dieſe Verhältniſſe zu breiten, und ſo vom Glück begünſtigt, daß ihn kein Zufall gelüftet; daß ſie nie ihre Gunſt einem Unwürdigen oder Leichtfertigen geſchenkt, der in der Geſellſchaft mit ſeinem Siege geprahlt hätte. Wenn am Hofe des Regenten Niemand an die Tugend einer Frau glaubte und ſogar im Bürgerthum ſich Stimmen erhoben, welche die Sittenloſigkeit billigten oder doch entſchuldigten, war es ſchon ein Vorzug, den Schein der Tugend feſtzuhalten und jene offene Frechheit zu ſcheuen, d'rin das Laſter damals vor dem ganzen Frankreich ſich gefiel. Traute man indeß der Gräfin von Villeneuve nicht Abenteuer zu, wie ſie die Herzogin von Berry an jedem Tage beſtand, ſo wagten doch

auch nicht einmal ihre Freunde ihr ein gefühlvolles, für Liebe und Freundschaft empfängliches Herz zuzuschreiben. Im Gegentheil, an ihr erschien Alles selbstsüchtig, berechnet, ihr Kopf leitete ihre Empfindungen. Unbarmherzig spottete sie über die Schwächen der Frauen, und die Aufpasser in den Salons, die über die große Enttäuschung des Lebens hinaus nur noch die Beobachter der Welt spielten, wollten bemerkt haben, daß sie diejenigen ihrer Verehrer am grausamsten und kältesten behandelte, deren Huldigung die herzlichste und aufrichtigste war. Als hätte man unbedeutend, ein Flachkopf oder ein großer Wüstling sein müssen, um ihre Blicke auf sich zu ziehen. Nach letzterem Ruhme trachtete der Vicomte, vielleicht hörte ihm darum Heloise mit einigen Wohlgefallen zu. . .

So schwieg er denn auch auf ihren Wink nicht, sondern dämpfte nur seine Stimme, als er ihr sagte: „Sie thun mir Unrecht, Heloise, wenn Sie an meiner Liebe zweifeln, Sie thun mir weh,

wenn Sie mir das Ausſprechen meines Gefühls verbieten. Ich ſchwöre Ihnen“ —

„Bei Selenen's Silberblicken“ —

„O, wenn Sie es wollen, bei der Najade dieſes See's und allen Göttinnen, die in der ſtillen Nacht aus dem langweiligen Olymp Liebe ſuchend auf die Erde ſchweben“ —

„Daß Sie mich lieben — aber, Vicomte, das iſt ja eine alte Geſchichte.“

„Nein, ich ſchwöre Ihnen, daß nie eine Andere Vicomteſſe de Rion wird, als Sie.“

„Das wird ernſthaft.“ Der ſchelmiſche Ausdruck ihres Geſichts verlor ſich und ein boshafter Zug ward um ihren Mund ſichtbar. „Ich Ihre Gemahlin, Vicomte! Ja, das läßt ſich doch nicht, wie in der Comödie, unter dem Ulmenbaum abmachen.“

„Ein Wort nur, Heloiſe, einen Blick! Sie werden mir einen Hoffnungsſchimmer nicht weigern.“

„Eigentlich zürne ich Ihnen, Henri. Ich hielt Sie für uneigennütziger. Der Beſitz meines Herzens, dacht' ich, iſt ſein höchſtes Glück. Und das Herz, ein Frauenherz zumal, Vicomte — drüben in Avalon, in dem Schatten ſeiner Bäume, hätten Sie es vielleicht gewonnen..."

„Und hab' ich es verloren, Mitleidloſe, weil ich Ihnen meine Liebe geſtanden?"

„Liebe? Aber Sie wollen ja meine Hand!"

„Und ſchließt dieſer Wunſch die Neigung aus?"

„Ja, mein Herr Vicomte, ich heirathe nur aus Aerger. Wenn mein gelehrter Vetter hier wäre, würde er es Ihnen mit dem Wort eines römiſchen Dichters ſagen können."

„Der Marquis von Roche-Noire wird ſich hüten, mich zum zweitenmal zu reizen, ehe er mir für die erſte Beleidigung Genugthuung gegeben."

Die Erwähnung Octave's hatte die ſtolze Empfindlichkeit und die Eiferſucht des Vicomte entflammt, er mochte annehmen, daß trotz ihres vor-

geſpiegelten Haſſes Heloiſe nicht durchaus gleichgültig gegen ihren Vetter ſei, und ließ jetzt ſeine Augen finſtern und durchbohrenden Blicks auf ihr ruhen. Allein die Gräfin lachte: „Sie hatten Streit mit Octave?“

„Und einen ſehr ernſthaften. Sie können, wie ehemals die Damen bei den Turnieren, ſeinem Ausgang zuſehen.“

„Keinen Zweikampf, den geſtatte ich nicht, wenigſtens nicht in den Tagen meiner Herrſchaft.“

„Sie lieben ihn?“

„Oho! Ich erlaube Ihnen, ſich außerhalb Avalon's gegenſeitig die Degen in die Bruſt zu ſtoßen. Wie's Ihnen beliebt.“

„Heloiſe!“

Das rief er ſo laut, daß ſie wieder in ihrer erſten, hinreißenden Munterkeit den Finger auf ihren Mund legte.

Indem wandte ſich Aiſſé zu ihnen.

„Die Gondel legt an dem Schloſſe an, Heloiſe,

vielleicht iſt uns Ihr Vetter mit ſeinen Freunden doch zuvorgekommen, ich bin neugierig, wen er mit ſich geführt."

Die Gräfin ſchüttelte den Kopf. „Nein, er wird uns die Ehre des Vortritts laſſen, er war immer ein höflicher Mann. Eher mag es Simon Riquier aus Montpellier ſein, er hatte den kürzeſten Weg und ſoll, wie Octave will, von meinem Großvater beſonders begünſtigt worden ſein. Der mag vorſorglich vor unſerer Ankunft ſchon das Inventarium Avalon's einer gründlichen Unterſuchung unterzogen haben."

„Er — was hat der Plebejer dort zu ſuchen? Iſt er nicht ein Arzt, wie Sie ſagten?" warf Henri ein.

„Und ein geſchickter dazu, mein ſchöner Herr," lachte ſie. Er kann Deine Wunden verbinden, Armwunden wie Herzenswunden. Denn auf Liebestränke ſoll er ſich verſtehen."

„Sie ſteigen aus; wenn mich die Schatten

drüben nicht irren, iſt eine Frauengeſtalt unter ihnen," ſagte Aiſſé und erhob, einen rechten Grund wußte ſie nicht, ihr weißes Tuch.

Da der Mond hell und voll über dem Waſſer ſtand und die Gruppe unter den Kaſtanien mit klarſtem Licht übergoß, auf Aiſſé's emporgehaltener Hand ſeinen zauberiſchen Schein ſtreute, der Wind ihr Tuch wehend aufflattern ließ, mochten die an der Gartentreppe jetzt Landenden ſie bemerken, und der eine von ihnen, auf der oberſten Stufe ſtehend, nahm ſeinen ſchwarzen, kleinen Hut mit der ſchwarzen Feder ab und ſchwenkte ihn dreimal in die Luft.

„Sie begrüßen uns," rief Heloiſe, „vorwärts, Vicomte, damit wir noch vor Einbruch der Nacht in Avalon ſind."

In ſo vielfachen Krümmungen zog ſich indeß der Landweg zum Schloſſe, daß der ſchwerfällige Reiſewagen faſt noch eine Stunde brauchte, ehe er das Thor erreichte. Der Hof war mit Fackeln

erleuchtet, die ſtarken, mit Eiſen beſchlagenen Eichenholzthüren des gewölbten Portals ſchon geöffnet. Mit dem alten Haushofmeiſter in ſeiner ſchwarzſammetnen, mit Goldtreſſen beſetzten Kleidung, der ſich, wie er verſicherte, der Frau Gräfin von Villeneuve noch als des kleinen Mädchens erinnerte, dem er vor zwanzig Jahren die Wege und Steige im Garten gewieſen, erſchien unter dem Gewölbbogen des Thores der Mann mit der ſchwarzen Feder.

Einen gewiſſen Eindruck hatten die Reden Octave's, daß Simon Riquier ihr gemeinſamer Feind ſei, daß man ſeine Ränke und Liſten, ſie um ihr Erbe zu verkürzen, ſo weit es noch in ihrer Macht ſtände, mit vereinten Kräften durchkreuzen müſſe, doch auf Heloiſe gemacht; voll Spannung und Neugierde weilten jetzt ihre Augen auf dem ſchmächtigen Mann, der ſich ihr eben, den Hut in der Hand, als ihren Verwandten vorſtellte. Ein ſcharfgeſchnittener provenzaliſcher Kopf, olivenfarbig im Geſicht, ſchwarz das Haar, ohne

Perrücke, ungepudert, in einfachſter, bis auf den weißen Buſenſtreif und die ſchmalen Manſchetten um das Handgelenk, ſchwarzer Kleidung, ſelbſt der Griff des Degens mit Flor umwunden, jetzt vom ſchärfſten Licht der Fackeln beſchienen, die ſein Antlitz mit den dunklen, tiefliegenden Augen, den trotzig oder ſchmerzlich zuſammengepreßten Lippen, wie ein helleres Bild auf einem düſteren Hintergrund erſcheinen ließen: ſo war Simon Riquier, der berühmteſte Arzt aus Montpellier, der, als im vergangenen Jahre, während des Hochſommers, die Peſt Marſeille verwüſtet, dorthin geeilt war, und durch glückliche Kuren, die das Gerücht zu Wundern ausſchmückte, einen bis nach Paris reichenden Ruf ſich erworben. Zu leſen war in dieſen verſchloſſenen Zügen nichts, wenigſtens die Gräfin beſaß dieſe Kunſt nicht. Nur wie einen Schauer fühlte ſie es über ſich hinlaufen — ſie war geneigt, es auf die plötzliche Veränderung der Luft zu ſchieben, die unter dem Ge-

wölbe gegen die laue Wärme der Frühlingsnacht etwas Erkältendes und Eisiges hatte.

„Willkommen, Frau Gräfin! Willkommen, mein Fräulein! Willkommen, *mein Herr!*“ so verneigte sich Simon Riquier mit ceremoniöser Höflichkeit dreimal vor den Reisenden. „Der verstorbene Marquis-Sylvain von Roche-Noire, mein Oheim, zu dessen letzten Ehren wir uns hier zusammenfinden, hat in einem Briefe, den er kurz vor seinem Tode noch an mich gerichtet, die ersten Anordnungen der Feste und den Empfang seiner und meiner Verwandten und ihrer Freunde mir aufgetragen: in Folge dieses Wunsches bin ich seit vier Tagen im Schlosse. Ich sage noch einmal: Willkommen, und lege meine Herrschaft in ihre Hände, Frau Gräfin.“

„Ist unser Herr Vetter Octave de Roche-Noire schon eingetroffen?“

„Nein — er hat noch zwei Stunden bis Mitternacht Zeit.“

„Bis Mitternacht? Was heißt das, mein Vetter?“

Sie hatten den Hof durchschritten und näherten sich der Wendeltreppe, auf der ebenfalls mit Fackeln in den Händen ein Theil der Schloßdienerschaft aufgestellt war.

„Wenn die Thurmuhr Mitternacht verkündigt, beginnt der fünfundzwanzigste Mai, der Tag, den der Marquis als den ersten Festtag und den spätesten Termin des Eintreffens seiner Erben festgesetzt. Leicht könnte das Gericht entscheiden, daß die Späterkommenden ihre Ansprüche verloren haben.“

„Aber mein Vetter, welche Ungerechtigkeit! Nicht ich, nicht Octave, nicht Sie, hoffe ich, haben die Worte des Testaments so ausgelegt.“

„Ausgelegt, Frau Gräfin? Nicht doch, das ist die Sache der Advocaten. Ich gehorche blindlings den Befehlen meines Oheims.“

Wieder fühlte sich die Gräfin eisig berührt,

ſie wechſelte, indem ſie ſich noch einmal nach dem glänzenden Schauſpiel im Hofe umwandte, der von Dienern und Pferden und Lichtern erfüllt war, einen Blick mit Aiſſé und legte ihre Hand auf Henri's Arm, als ſuche ſie vor den ſchrecklichen Blicken und den ſcharfen, ſpitzen Worten Simon's, einen Schutz. Ein Trompetentuſch begann da und wie durch Zauberei erglänzten alle Fenſter des Schloſſes. . .

Simon Riquier blieb unbeweglich, ſeit er Heloiſe begrüßt, hatte er noch nicht einen Zug ſeines ſtarren Geſichts geändert.

„Wenn aber das Geſetz ſo hart iſt, mein Herr," nahm Aiſſé das Geſpräch wieder auf, „ſo ſollten Sie einen, zwei, drei Boten, nach allen Richtungen ausſenden, in denen der Marquis von Roche-Noire kommen kann, um ihn zu größerer Eile anzuſpornen."

„Mademoiſelle" —

„Vergebung, mein Herr! Ich darf hierin

keine Meinung haben, denn ich gehöre nicht zu den Erben, aber ſo handelte ich, wenn ich zu ihnen gehörte.“

Die feſtgeſchloſſenen Lippen Simon's bewegten ſich unmerklich, doch erwiederte er nichts, bis Heloiſe ausrief: „Recht ſo, Aiſſé. Wo Sie ſind, iſt die Schönheit, die Tugend und die Wahrheit. Aus Ihrem Munde fallen auch nur Perlen, wie aus dem der Fee. Auf, laſſen Sie die ſchnellſten Pferde ſatteln, die beſten Reiter von den Dienern aufſitzen. Meinem Vetter entgegen! Das ſei meine erſte Handlung als Herrin Avalon's.“

„Auf Ihre Gefahr hin, Frau Gräfin;“ entgegnete Simon, ſeine Stimme war ſo kalt und ſo klangvoll wie früher.

Während er nun die Stufen, die ſie ſchon hinaufgegangen, wieder hinabſtieg und unten im Hofe ſeine Befehle gab, drängten ſich die Drei flüſternd aneinander.

„Ein Wärwolf!“ ſagte Henri. „Wenn er

ein Edelmann wäre, hätte ich mit ihm ſchon den ſchönſten Streit. Aber ſo! Ein Plebejer, ein Arzt — er vergiftet uns alle, das iſt das Ende."

„Ich traue ihm nicht, daß er die Boten abſendet", meinte Heloiſe. „Wären nur erſt unſere Diener mit dem Gepäckwagen hier, daß wir einen ſichern Mann Octave entgegenſchicken könnten."

„Unnöthige Großmuth!" ſprach Henri vor ſich hin. „Im Grunde iſt Simon Riquier viel verſtändiger, er hält die Erben fern, ſo weit er es vermag."

Da kehrte der Arzt zurück. „In wenigen Minuten reiten drei Boten aus dem Thore, Ihr Wille iſt erfüllt. Bringen ſie den Marquis herein, entſcheidet ſich das Teſtament zu ſeinen Gunſten: laſſen Sie es mich nicht entgelten, Frau Gräfin."

„Gewiß nicht", unverkennbar brach nun doch ihre lang zurückgehaltene Verachtung in dem Ton ihrer Stimme aus. Sie fand in Riquier's Be-

nehmen die ſchnödeſte und gemeinſte Habſucht, eine Unredlichkeit, die ſie um ſo heftiger erzürnte, je ſorgfältiger ſie den Schein höchſter Gerechtigkeit wahren wollte. „Aber ich würde dann bedauern, Sie in mein Unglück mit hinein gezogen zu haben.“

Schweigend verneigte ſich Simon: immer von untadliger Höflichkeit, ſpaniſch feierlich, mit dem dunklen Blick, den Heloiſe ſchon heimlich in ihrer Seele den „böſen“ nannte.

So kamen ſie in den Saal hinauf . . .

Hier, im Schein der mit Wachskerzen verſchwenderiſch beſteckten Armleuchter, geſchah nun die gegenſeitige Vorſtellung . . .

Bei der Vorführung der beiden Perſonen, die Simon Riquier mit ſich nach Avalon gebracht, bedurfte es freilich der Anweſenheit Heloiſen's, um Henri de Rion von einem tollen Gelächter oder einer hochfahrenden Bemerkung zurückzuhalten. Einen jungen, blaſſen Menſchen, von linkiſchem,

blöden Weſen, wenn auch, wie Heloiſe ſah, mit den ſchönſten blauen Augen, die je ein Jüngling gehabt, ſtellte der Arzt als ſeinen liebſten Freund Fortunio vor —

„Fortunio? Signor Fortunio?“ fragte der Vicomte, als erwarte er noch einen Zunamen.

„Fortunio, nichts als Fortunio“, entgegnete Riquier. „Jetzt eine Waiſe, ſeine Eltern ſtarben in Marſeille an der großen Krankheit. Er iſt die Melancholie in unſerm Kreiſe und damit der Scherz nicht fehle, habe ich mir erlaubt Madame Argentine, meine gute, alte Wirthſchafterin, mit mir nach Avalon zu nehmen; kommt' nur her, die Damen werden Deiner Pflege bedürfen und der Herr Vicomte weiß aus den Ritterromanen, daß es keine gefangene Prinzeſſin in der Zauberburg ohne eine Schließerin giebt, die ſie mit Argusaugen bewacht“, darauf zog er aus der Niſche, in die ſie ſich geflüchtet, eine alte, kleine, behäbige Frau an der Hand hervor . . .

Wechſelſeitig betrachteten ſich Heloiſe und Aiſſé, als wollten ſie ſich überzeugen, daß ſie weder träumten noch ſelbſt verwandelt wären, dann erwiderten ſie die nicht endenden Begrüßungen Argentinen's mit einer ſo tiefen Verbeugung, wie ſie etwa in Paris eine alte Herzogin empfangen hätten.

War das nun Alles eine beabſichtigte Verſpottung ihrer Vornehmheit, war's ein Zufall, der ihnen läſtig fiel, ohne daß Riquier die Schuld davon trug? Er lebte mit dieſen Beiden, ſie waren ihm theuer und werth, vielleicht hatte ſich nie eine andere Seele, als ſie, der ſeinen angeſchloſſen: warum ſollte er ſie nicht nach Avalon führen? Was wußte er denn von dem, was in Paris gute Sitte hieß? Konnte er nicht im beſten Glauben gehandelt haben und die Worte des Teſtaments von den „liebſten" Freunden in ihrer vollſten Bedeutung genommen haben? Ließ man einmal die Schranke fallen, die das Bürgerthum von der adlichen Geſellſchaft trennte, ſo war

weder in dem Aeußern noch in der Haltung Fortunio's und der alten Dame ein Ungewöhnliches oder gar Abſtoßendes. Die Beſcheidenheit und die mütterliche Sorglichkeit der einen, wie ſie noch dies und das an der im Nebenzimmer gedeckten Tafel ordnete, die Schüchternheit und die trotz ihrer Schönheit bittenden Augen des Jünglings flößten im Gegentheil Vertrauen und ein leiſes Wohlgefallen ein .... in Aiſſé's zartem Herzen, wenn ſie ihrer eignen Jugend gedachte, denn auch ſie war eine Waiſe, elternlos, im fremden Lande, der Heimath auf ewig entführt, erhob ſich das Mitleid mit dem armen Fortunio, der mit ſeinen haſtig umherirrenden und ſich ebenſo raſch furchtſam ſenkenden Blicken ſie und Heloiſe um Vergebung zu bitten ſchien, daß er ſich in ihre Mitte gewagt... ihr war es erwünſcht, daß ſie bei der Tafel neben ihm ſaß, an der Gräfin Seite Simon Riquier, mit Madame Argentine

der Vicomte Henri de Rion: es war das größte Wunder, das ihm noch im Leben geſchehen.

Die Stimmung der Gäſte war doch zu verſchieden, und bei Heloiſe wie bei Henri das Unbehagen zu vorwaltend, als daß eine lebhafte Unterhaltung hätte ſtattfinden und ſie einander nähern können.

Heloiſe ſchützte bald Ermüdung vor; der Wagen mit der Dienerſchaft war überdies angekommen, die Zofen der beiden Damen mit all' den Kleinigkeiten, die damals zur Nachttoilette einer vornehmen Dame gehörten.

Man brach auf — die Gemächer der Gräfin und Aiſſé's lagen neben einander, dem Vicomte flüſterte Heloiſe noch zu: „Morgen in der Frühe im Garten"...

Simon Riquier ließ es ſich nicht nehmen, die Damen bis zu den Thüren ihrer Zimmer, ihnen den ſilbernen Armleuchter vortragend, ſelbſt zu geleiten — Henri blieb daweilen im Geſpräch

neben Frau Argentine ſitzen, während Fortunio ſchwermüthig am Fenſter lehnte.

Viel' Mühe hatte der Vicomte nicht von ſeiner Nachbarin die Geſchichte Simon Riquier's und ſeiner Verwandten zu erfahren.

Die Geſchichte war aber auch zu einfach, als daß man ſie geheimnißvoll hätte verſchweigen ſollen.

Zu Toulouſe war um das Jahr 1680 Martin Riquier ein angeſehener, begüterter Mann, ein Parlamentsrath von hervorragendem Wiſſen, gerne geſehen vom Könige, dem er ein und ein anderes Mal Vorſtellungen ſeines Gerichtshofes in Verſailles knieend überreicht. Der proteſtantiſchen Lehre anhängend, gehörte er zu den feſteſten Stützen des reinen Glaubens in Languedoc. Daraus mochte auch wohl die Freundlichkeit und Achtung mit entſpringen, die ihm der König Ludwig XIV. erwies. Denn ſchon ſeit Jahren trug ſich der König mit dem Plane, das Edict von Nantes, das einſt ſein Großvater Heinrich IV. glorreichen

Andenkens den Hugenotten zur Sicherſtellung und Freiheit ihrer Religionsübung verliehen, aufzuheben und in ſeinem Lande die Einheit des Glaubens wiederherzuſtellen. Nicht gleich gedachte er gewaltſam vorzugehen und die Widerſtrebenden mit der Schärfe des Schwertes zum Wiedereintritt in die katholiſche Kirche zu zwingen. Noch ſchreckte er vor Grauſamkeiten und jenen Ungerechtigkeiten zurück, die auf ſeine Stirn, und wäre ſie tauſendmal mehr noch von den Lorbeern der ihm huldigenden Künſtler und Dichter bedeckt, ein unverlöſchliches Brandmal gedrückt. Seine Huld, Ehrenſtellen, Belohnungen ſollten allmälig die Vornehmſten und Reichſten unter den Proteſtanten gewinnen und zum Abfall bewegen. So hoffte er auch Martin Riquier zu bekehren. Schon ſprach man in der Gemeinde zu Toulouſe von ſeinem Abfall wie von einem nur durch die beſondere Gnade Gottes abzuwendenden Unglück, von den Kanzeln ermahnten ihn die Pfarrer an der Lehre der Vä-

ter feſtzuhalten und dem Beiſpiel der Makkabäer zu folgen, die nicht, wie die Könige Syriens es befahlen, vor den heidniſchen Götzenbildern opferten: als er von dem Marquis Sylvain von Roche-Noire in geſchäftlichen Angelegenheiten nach Avalon gerufen wurde. Sylvain hatte einen jüngern Bruder Bertrand und eine, aus einer zweiten Ehe ſeines Vaters geborene Schweſter Louiſe. Der kurz vorher erfolgte, unerwartete plötzliche Tod ſeiner Gattin hatte ſeinen eingeborenen einſiedleriſchen Neigungen neue Nahrung gegeben, wie er ſchon aus dem Dienſte des Königs getreten, ſo wollte er ſich jetzt ganz von der Welt und aus dem Getümmel des Lebens zurückziehen. Mit ſeinem Bruder verhandelte er, daß dieſer die weitläufigen Güter der Roche-Noire's in Languedoc übernähme und ihm dafür eine jährliche Leibrente zahle, er hatte die Abſicht, auf Avalon, dem Stammſitze der Familie, zu leben, weder den Hof noch Paris je wieder zu beſuchen,

und auf dem einſamen Schloſſe zu ſterben. Dieſes Geſchäftes wegen hatte er den Parlamentsrath zu ſich beſcheiden laſſen. In Avalon aber fand Martin Riquier ſein Geſchick in den ſchönen Augen Louiſens, der noch jugendlichen Schweſter des Marquis. Einige Zeit nach dem Tode ihres Vaters hatte ſie in einem Kloſter der Franziskanerinnen zu Marſeille hingebracht und öfter auch den Wunſch geäußert, die Gelübde abzulegen. Das Gebot Sylvain's indeß, der mit deſpotiſchem Willen ſeine Geſchwiſter beherrſchte, zwang ſie das Kloſter zu verlaſſen, nach Avalon zu kommen und dort, zuerſt als die Gefährtin ſeiner Gattin und dann als die Erzieherin ſeiner Tochter zu bleiben. So erblickte ſie Martin Riquier. Von ihrer Anmuth wie von ihrem Geiſte fühlte er ſich gleich mächtig gefeſſelt. Allein er ſelbſt war häßlich, aus bürgerlichem Geſchlecht, dazu ein Hugenot: eben ſo viele Hinderniſſe, die jede Verbindung zwiſchen ihm und einer Tochter der Roche-

Noire's unmöglich zu machen ſchienen. Da geſchah es nun, daß Sylvain mit ſeinen argwöhniſchen, durchdringenden Augen die Liebe Martins, ſo wohlverborgen ſie jener in ſeiner Bruſt wähnte, entdeckte. Und da der Marquis ſich ſtets darin gefallen, dem Urtheil der Menſchen zu trotzen und die von ihm Abhängigen nach ſeiner Willkür zu lenken und ihr Schickſal herriſch zu beſtimmen, ſo ſprach er mit dem Parlamentsrath, deſſen Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit er ſchätzte, von dieſer Liebe, ohne Unwillen und Erſtaunen zu zeigen. Der Zuſtimmung des Bruders gewiß, wagte Riquier ſich dem Fräulein zu offenbaren. Sie erſchrak ſichtlich, wußte keine Antwort und ſtammelte endlich: ſie würde dem Worte ihres Bruders gehorchen. Nicht eine Stunde hielt der ſeine Einwilligung zurück. So wurde Martin Riquier der Verlobte Louiſens und katholiſch — dieſen Uebertritt forderte das ſchwärmeriſch von ihrem Glauben beſeelte Mädchen nicht weniger gebiete-

riſch als die Geſetze des Landes. Zwar erhob Bertrand, ihr zweiter Bruder, in heftigen Briefen, die er von Paris aus nach Avalon ſchrieb, Einſpruch gegen eine Verbindung, die nach ihm das Blut und den Namen der Roche-Noire's mit unvertilgbarer Schmach beflecke, allein gerade dieſes Auflehnen wider ſeinen Beſchluß beſtärkte den Marquis noch mehr darin. Reich ausgeſtattet, wie es ſich für ein ſo vornehmes Fräulein geziemte, kam Louiſe in das Haus Riquier's nach Toulouſe. Glücklich freilich, wenn Henri aus den halben Andeutungen der Erzählerin ſchließen durfte, war die Ehe nicht. Ihres Gemahls heiße, brennende Leidenſchaft erwiederte Louiſe nicht, ihre klöſterliche Frömmigkeit fiel wie ein kalter Waſſerſtrom auf dieſe Flammen. Beſtändig von ſeiner Eiferſucht geplagt lebte ſie in Unruhe und Unzufriedenheit ein qualvolles Leben. Als der König, ſeiner Pflicht und ſeiner Eide in der gewohnten Ueberhebung und Treuloſigkeit der Fürſten

vergeſſend, das Edict von Nantes aufhob und der Süden Frankreichs von ſeinen wüſten und verwilderten Reiterſchaaren durchzogen und geplündert ward, um die Hugenotten durch Qualen und Elend zu bekehren, zeichnete ſich der jetzt zum Präſidenten des Gerichtshofes aufgeſtiegene Martin Riquier unter den Verfolgern der Gläubigen haſſenswerth aus. Vergebens ſuchte ſeine Gattin, deren Frömmigkeit etwas von jener Süße und Milde hatte, wie die des heiligen Franziskus von Aſſiſi, ſeinen blutgierigen Grimm zu beſänftigen; es ſchien, als tobe er in Grauſamkeit und Haß die ungeſtüme Leidenſchaft aus, die ſie ihm in Liebe nicht zu erwiedern gewußt.

Einen Knaben hatte Louiſe ihrem Gemahl geboren. Die ſcheue Furcht, die ſie vor Martin empfand, vererbte ſich auf dies Kind. Still, ohne Lachen und Lärm lebte es vor ſich hin. Vor dem Vater zurückſchreckend ſchloß es ſich mit ängſtlicher Heftigkeit der Mutter an. Zwiſchen

Vater und Sohn lag es von jeher wie ein dunkler Schatten. Zu welchem Unheil dieſe Abneigung ausgeſchlagen, wäre der Präſident nicht frühzeitig geſtorben, ehe Simon ſein zwölftes Jahr erreichte, das konnte, wie Frau Argentine behauptete, ſich Jeder denken. Martin Riquier ſtarb reich begütert, von ſeinem Könige geehrt, vom Volke gehaßt und von Niemand beweint. Louiſe athmete bei ſeinem Tode auf, von ihr war gleichſam ein Stein genommen. In der Stadt, wo ſie jetzt täglich den Namen des Todten läſtern und verwünſchen hörte, duldete es ſie nicht, ſie ſiedelte nach Montpellier über, auf deſſen hoher Schule ſich ihr Sohn bilden ſollte. Hier faßte Simon, im Umgang mit einem alten Arzt Scabarus, der an dem ſtillen, viellernenden und in ſich gekehrten Knaben ſein Gefallen fand, den Plan, die Heilkunde zu ſtudiren. Die Mutter, in Andachtsübungen verloren, die keinen andern Zweck ihres irdiſchen Lebens mehr ſah, als das Glück ihres ein-

zigen Kindes, widerſprach nicht, der Marquis, dem ſie in der Angewöhnung leidenden Gehorſams die Abſicht Simon's mittheilte und deſſen Rath ſie einholte, erkläte ſich damit einverſtanden: ein Arzt ſei immer beſſer als ein Advocat, denn während dieſer die Thoren nur um ihr Geld brächte, befreie jener Alle von der Laſt des Daſeins.

Bis hierher war Argentine in ihrer Erzählung gekommen, als Simon Riquier zurückkehrte. Sein Eintritt ließ ſie, wenn auch ohne jegliche Befangenheit, verſtummen und der junge Fortunio wandte ſich vom Fenſter dem Freunde zu.

„Verzeihen Sie, mein Herr Vicomte," ſagte der Arzt, „daß ich länger fern von Ihnen geblieben, als ich gewollt. Aber ein ſo großes Haus erfordert viel Aufmerkſamkeit, dies und das verlangen die Diener zu wiſſen und ich bin nicht in ſolchen Dingen an das Befehlen und Anordnen gewöhnt."

„Keine Sorge, Herr Simon Riquier, Madame Argentine hat mich vortrefflich unterhalten.“

„Sie iſt für mich wie eine Mutter.“ Und er legte ſanft ſeine Hand auf ihre Schulter. „Geh' nun, Du wirſt müde ſein, das war ein harter Tag für Dich.“

Die alte Frau küßte ihm die Hand, verneigte ſich vor Henri und ging in ihrer ſtillen Weiſe faſt unhörbar aus dem Gemach.

„Wir hatten nämlich viel zu ſchaffen, um das Schloß für die Aufnahme der Gäſte in Stand zu ſetzen,“ bemerkte Riquier, wie zur Erklärung ſeiner letzten Worte.

„Und Sie machten zur Erholung am Abend eine Gondelfahrt auf dem See?“

„Ja.“

„Wir ſahen Sie von der Höhe an der Gartentreppe landen, Fräulein Aiſſé behauptete ſogar: eine ſchlanke, jugendliche Frau ſei mit Ihnen an das Geſtade geſtiegen —“

Fortunio ſtand zwar in dem Schatten der Fenſterniſche und der Vicomte kehrte ihm faſt den Rücken zu, dennoch ward ſein bleiches Geſicht bei dieſer Aeußerung von einer jähen Röthe überflogen und erſchrockenen Blicks hing er an den Zügen des Freundes —

In dem gelben Schein der Kerzen ſchimmerte das Antlitz Riquiers wie von dunkler Bronze, über die ein grünlicher Schimmer gleitet.

„Eine Frau?“ entgegnete er. „Das Fräulein muß ſich getäuſcht haben. Fortunio, mein Freund, willſt Du nicht einmal in den Hof gehen, mir war's, als öffneten ſie eben das Schloßthor. Vielleicht bringt einer der Boten gute Nachricht.“

„Gute Nachricht?“ konnte ſich der Vicomte nicht enthalten, zu fragen, während Fortunio ſich ſo unbemerkt entfernte. „Mir ſchien es — und ich bitte im Voraus um Vergebung für meine Meinung — als ſähen Sie der Ankunft des

Herrn Marquis von Roche-Noire nicht mit allzufreudiger Ungeduld entgegen."

„Und nun ſage ich doch: gute Nachricht? Das Räthſel iſt leicht zu löſen. Nicht für mich gut, aber für die Frau Gräfin, die ihren Herrn Vetter ungern hier vermißt. Was bedeutet mir das Kommen oder Fernbleiben des Marquis? Nichts Gutes, nichts Böſes. Ich kenne ihn nur dem Namen nach und Sie begreifen, daß ich nicht der Mann bin, leicht Bekanntſchaften und Freundſchaften zu ſchließen."

War dies ein Geſtändniß? Sollte es dem Vicomte die Grenze andeuten, wie weit er dieſem ſeltſamen Manne gegenüber vorgehen dürfe?

In einiger Erregung und nicht ohne durchklingenden Spott ſagte er darum: „Der ſelige Marquis Sylvain von Roche-Noire muß wunderliche Begriffe von Feſten, Geſelligkeit und Freude gehabt haben. Ich dachte bisher, nur gute Freunde oder doch Menſchen, die ſich hin-

länglich kennen und durch das eine oder das andere Band aneinander gefeſſelt ſind, gehörten zuſammen an einen Tiſch oder vermöchten vereint die Langeweile des Landlebens eine Woche zu ertragen; er kehrt die Sache um und will, daß wir, die, einer den Andern fremd, hier eintreffen, der Freude und der Freundſchaft einen Tempel bauen ſollen."

„Thöricht oder nicht, die Anordnungen des Verſtorbenen müſſen erfüllt werden."

„Sie haben es ſchon geſagt: bis auf den Buchſtaben."

„Ja: denn wollte Jeder einen Buchſtaben fortreden, möchte auch das Ganze bald fallen."

„Die Erben können ſich über die Schwere der Bedingungen wenigſtens mit Hoffnungen tröſten, wir Andern ſind die Schlachtopfer des menſchenfeindlichen Marquis," und Henri leerte ein Kelchglas mit Burgunder, als gelte es, ſeinen ganzen Aerger hinunter zu trinken. „Der Wein

iſt gut, und wenn Roche-Noire eintrifft, wird vielleicht auch ein Landsknecht und ein Würfelſpiel möglich."

Simon Riquier machte eine ſeiner feierlichen, abwehrenden Handbewegungen. „Unmöglich, der Marquis hat während dieſer neun Tage Kartenſpiel und Würfel verboten."

Henri ſchlug die Arme über einander. „Molière's Miſanthrope iſt ein Kinderfreund gegen dieſen Barbaren. Kein Spiel! Sind vielleicht auch die Liebesabenteuer verboten? Oho, mein Herr Marquis unter der Erde, ich werde dir am neunten Tage eine Grabrede halten, daß dir die Ohren gellen ſollen."

„Liebesabenteuer" — ſagte Riquier, jede Silbe langſam hervorbringend und mit ſo eigenem Ton, daß der Vicomte den Kopf aufwarf und die Hand in die Seite ſtemmte, bereit, auch die leiſeſte Beleidigung, die Jener etwa unvorſichtig ausſtoßen ſollte, nicht zu dulden — „dies Wort bringt mich

wieder zu der Eröffnung, die ich Ihnen vorhin machen wollte, Herr Vicomte, deretwegen ich Fortunio fortſchickte, weil ſie ſich weder für die Seele noch das Ohr eines Jünglings eignet.“

Henri hatte ſchon ſeine herausfordernde Stellung verlaſſen... dieſer Mann wollte ihm ein Geheimniß anvertrauen? Es anzuhören war immerhin der Mühe werth.

„Daß Sie behaupteten, bei unſerm Ausſteigen aus der Gondel eine Frau bemerkt zu haben, erſchreckte mich, denn es giebt in dieſem Schloſſe ein ſchönes Mädchen, aber ſie war nicht mit uns. Ich bitte Sie inſtändig, Ihre Damen von weitern Nachforſchungen abzuhalten und das unglückliche Mädchen in ſeiner Verborgenheit nicht aufzuſuchen und zu ſtören.“

„Aber —“

Seinen finſterſten Blick richtete Riquier auf den Vicomte: „Ich ſpreche als Arzt zu Ihnen, ſie iſt wahnſinnig.“

„Wahnſinnig!“

„Als ich in Avalon eintraf, unterrichtete mich der Haushofmeiſter von ihrer Anweſenheit. Sie befindet ſich ſeit Jahren im Schloſſe, in dem äußerſten Thurm an der Waſſerſeite wohnt ſie. Ich begab mich zu ihr, ich fand ſie ſtill, ſchön, gutmüthig, doch unheilbar. Wäre mir die Zeit nicht zu kurz gemeſſen geweſen, hätte ich gleich einen paſſenden Aufenthalt für ſie aufgefunden und nicht, bei ihrem Fortſchaffen, einen heftigeren Anfall ihres Uebels befürchtet, würde ich ſie jetzt nicht in Avalon geduldet haben. Ihre Erſcheinung möchte dieſe Feſtwoche, die ſchon nicht unter den heiterſten Sternen beginnt, völlig verdunkeln. Ihre Hand, Herr Vicomte, daß Sie mir beiſtehen, das Geheimniß zu bewahren.“

„Bei meinem Degen!“ er ſchlug in die dargebotene Rechte ein. „Zu all' den Tollheiten, zu denen uns der Todte verdammt, noch eine lebendige Tolle: zu viel! Allein wer iſt ſie denn?

Ihr Name? Wie lange weilt ſie auf dem Schloſſe?"

„Darüber wollte oder konnte der Alte mir keine Auskunft geben, doch mögen es vier, fünf Jahre her ſein, daß ſie hier lebt. Ich hoffe noch, daß uns das Teſtament die gewünſchte Auskunft giebt."

Indem klang vom Hofe ein langgezogener Trompetenton zu ihnen herauf...

„Das wird der Marquis von Roche-Noire mit ſeiner Begleitung ſein," meinte Henri mit ſchadenfrohem Lächeln.

„Dreizehn Minuten über die eilfte Stunde," entgegnete Riquier nach der Uhr ſehend, mit ſeinem früheren Ernſt, der auf den lebhaften und heftigen Vicomte eine erſtarrende Wirkung ausübte, „er hat noch Zeit." Und dann, ſich zum Gehen anſchickend, fragte er noch: „Wer wird mit ihm ſein?"

„Ich vermuthe, ein Malteſerritter d'Aydie

und ein Maler, Antoine Watteau, — denn dieſe Herren ſah ich zuletzt mit ihm zuſammen, aber beſtimmt weiß ich es nicht."

„Watteau?" In dem Anziehen ſeiner ſpaniſchen Handſchuhe hielt Simon Riquier inne.

„Sollten Sie eins ſeiner Bilder kennen?"

„Nein. Aber war er vielleicht einmal bei der Oper in Paris beſchäftigt?"

„Wenn ich mich richtig entſinne — er ſoll Dekorationen gemalt haben."

Riquier war mit dem Anziehen ſeiner Handſchuhe fertig geworden. „So! — Wollen Sie mich begleiten, Herr Vicomte? Es iſt dem Marquis von Roche-Noire gewiß angenehm, ein bekanntes Geſicht bei ſeinem Eintritt in dies Haus zu ſehen."

IV.

Am andern Morgen war trotz der ſanften Bläue des Himmels und der Thaufriſche des Raſens die Gräfin Heloiſe nicht die erſte im Garten von Avalon und der Vicomte hätte lange auf ſie warten können, wenn jemals Pünktlichkeit bei einem Stelldichein ſeine Tugend geweſen wäre. Aber Henri de Rion beſaß eine viel zu hohe und noch nie erſchütterte Meinung von ſeinen Vorzügen, ſeiner Schönheit, wie ſeiner Liebenswürdigkeit, als daß er den Frauen ſeine Eroberung ſo leicht gemacht. Es lag nicht im Geiſt der Zeit und hätte für eine altmodiſche Höflichkeit gegolten, im ritterlichen Dienſt um das Herz einer Dame zu werben. Was man nicht im Vorübergehen, wie

im Blindekuhſpiel gewann, achtete man nicht weiter und wie die Frauen der Zärtlichkeit, der Treue und Selbſtachtung vergeſſen, ſo glaubten auch die Männer ſich jeder Rückſicht gegen ſie entſchlagen zu dürfen. Bei Henri de Rion trat heute zu der gewohnten Läſſigkeit und dem Hochmuth ſeines Weſens einmal ein nicht kleiner Unwille gegen die Gräfin über die Kühle und den Spott, mit dem ſie am vergangenen Abend ſeinen Antrag aufgenommen, und dann, noch wichtiger, die Sorge für ſeinen Anzug, die ihn, mitten in der Nacht ſeinen Schlaf unterbrechend, zu beſchäftigen anfing. Wie ſtichſt du ſchon allein durch die Pracht deiner Erſcheinung dieſen Octave aus? Kein Zweifel, er iſt dein Nebenbuhler, vielleicht, da es ſich hier im letzten Grunde doch nicht um ein Liebesabenteuer, ſondern um eine Heirath handelt, dein gefährlicher Nebenbuhler. Wer weiß, welche Klauſeln dies abſcheuliche Teſtament enthält? Am Ende muß der Herr Couſin die Couſine und ich Frau Argentine

heirathen und der verrückte Watteau die Närrin im Thurm, wir ſitzen da alle in einer ſchönen Mauſefalle. . .

Ruhiger bis in den Morgen hoch hinein, genoß Heloiſe eines traumloſen Schlummers. Kurz ehe ſie ſich in der Nacht niedergelegt, — Aiſſé hatte das Lied, das ſie auf die Bitte der Freundin angeſtimmt, noch nicht vollendet, — hatte ſie die Nachricht von dem glücklichen Eintreffen des Marquis und ſeiner Freunde empfangen, nach deren Namen aber nicht gefragt — „wir werden Zeit genug haben, ſie kennen zu lernen?“ meinte ſie zu der Freundin.

So war denn an dieſem fünfundzwanzigſten Mai Antoine Watteau der erſte im Garten des Schloſſes, glaubte es wenigſtens zu ſein. Um die Zinnen und Thürme Avalons ſchwebten noch im Morgenlicht langſam zerflatternd, verduftend die Nebel. Hier von dieſer Stelle, einem altersgrauen verwitternden Steinbilde des Pan, dem die Flöte

und ein Theil der Naſe von der Zeit oder von muthwilliger Hand geraubt war, an deſſen Sockel er ſich lehnte, ſchaute Watteau nach dem Schloß zurück, aber die dichtbelaubten Stämme, die dunkeln Wipfel der Bäume verbargen es zum größern Theil ſeinen Blicken. Nur hier und dort ward zwiſchen ihnen ein helles Fenſter, ein Theil des ſchiefergedeckten Daches, an den Ecken vorſpringende Erker ſichtbar. Mit den Nebeln um die feingliedrigen Spitzen der Thürme, in der Stille umher, durch die nur das Gezwitſcher der Vögel, zuweilen aus einiger Entfernung das Rauſchen des See's an die Ringmauer des Gartens ſcholl, konnte der Phantaſie des Malers ſich das Ganze wohl wie ein Traumbild darſtellen, wie etwas, das außerhalb aller Wirklichkeit lag und doch für ſeine Augen, ſeine Seele unmittelbare Gewißheit hatte. Seit dem Abend, den er, um Aiſſé zu ſehen, im Garten der Ferriol's und dann auf Aydie's Balkon zugebracht, lebte er überhaupt wie

in einem Traum. Was aber einem Andern unerträglich geworden: dies beſtändige Schwanken zwiſchen Wirklichkeit und Täuſchung, dieſe unbedingte Ergebung in den Willen eines Andern, der ihn, wer weiß zu welchem Zwecke, in das Palais Royal und nun hierher geführt, bekümmerten den träumeriſchen, zerſtreuten, ſchwermüthigen Maler wenig oder gar nicht. Für die äußeren Vorfälle des Lebens, wenn ſie ſeine innere Welt ſo unangetaſtet ließen, wie bisher dieſe Reiſe, hatte er niemals eine Theilnahme und Sorge gezeigt, Bekannte, Freunde und Bewunderer ſeiner Kunſt, ja wer nur durch irgend einen Zufall, auf welche Weiſe auch immer, in ſeine Nähe kam, übten in Allem was die Nothdurft und die Forderungen unſerer Zeitlichkeit betrifft, den ſtärkſten Einfluß auf ihn, ſie verfügten, ſo lange ſeine Laune ſein Vergnügen an ihrem Umgang erhielt, mit einer gewiſſen Willkür über ſein Gehen und Kommen, ſeinen Aufenthalt, die Ordnung ſeines Tages. Freilich, wie

Crozat geſagt hatte, ergriff ihn ſeine Melancholie, mußten ſie gewärtig ſein, daß er ſich ſo ſchnell von ihnen trennte, wie er raſch und unüberlegt ihre Erbietungen angenommen und Tiſch und Haus mit ihnen getheilt hatte. Diesmal nun gar, wo ſeine Phantaſie mit einer neuen Schöpfung beſchäftigt, ſeine Seele voll von ihr war, hätte man ihn ohne Widerſtreben noch viel weiter, als nach der Provence führen können. Die Beſorgniß, die er in ſeiner Schüchternheit einige Male während der Reiſe zu dem Marquis von Roche-Noire äußerte, daß die Frau Gräfin von Villeneuve, die er nun doch einmal ohne ſeinen Willen beleidigt haben ſollte, ſein Erſcheinen vor ihr, ſein Eindrängen in ihren Kreis gegen alle Sitte verſtoßend und unverſchämt ſchelten würde, brachte Octave mit der Verſicherung zum Schweigen: ſeine Couſine habe das Bild längſt vergeſſen und er brauche, ſelbſt wenn ſie noch deſſelben gedächte, bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihr, ſie nur mit einer

jener Schmeicheleien zu empfangen, die den Künſtlern ſo leicht einfielen und die in ihrem Munde eine beſondere Anmuth hätten, um das beſte Vernehmen zwiſchen ihnen herzuſtellen. Auf die Kunſt ſeiner Rede verließ ſich nun Watteau nicht, ſein blödes, linkiſches Weſen hatte ihm zu oft die ſchönſten Huldigungen, die er ſich ausgedacht, verdorben, aber er vergaß über die wechſelnden Eindrücke der Fahrt den Flötenſpieler, den Affen und Heloiſe de Villeneuve. In dieſer Frühe, in dem blühenden, duftigen Garten hatte er jede Erinnerung an ſie verloren, und wenn ihm einer jetzt die Gräfin genannt, hätte er ihn mit ſtaunender Verwunderung betrachtet, als ob er von den Bergen des Mondes geſprochen. Jene dicht verſchlungene Taxushecke, dort der Durchblick zwiſchen den beiden Pinien, drüben auf dem goldſonnigen Raſen die mit einem Kranz blauer Blumen geſchmückte Ceres, die Treppe da, die in breiten Stufen, in dreifachen Abſätzen, wo Aloen auf den Pfeilern des

Geländers ſtehen, zur Terraſſe hinaufſteigt, hier das Myrthengebüſch und wenn man ſich rechts wendet und den Blick ſchärfend die lange Allee rothblühender Kaſtanien hinabſieht, am Ende die durchbrochene eiſerne Gitterthür in der Mauer und dahinter ein Blinken und Wogen, ein Glitzern und Rauſchen: der See ... Die Augen Watteau's leuchten vor Freude, vor innerſter Bewegung. Das Spiel der Farben, der Glanz der Lichter, dieſe nach den Regeln architektoniſcher Kunſt geordnete Natur: das iſt ſeine Welt; hier fühlt er ſich in ſeiner Selbſtſtändigkeit, als Gebieter, mag doch Schloß und Garten gehören, wem ſie wollen, zunächſt ſind ſie für ihn da. Der Genius dieſes Ortes und ſeine Seele ſind wahlverwandt, er iſt hingeriſſen, wie ein Kind, er wirft ſeinen Hut in die Höhe, ſprachlos im Entzücken über die Schönheit, die ſich ihm hier zeigt, in dem glücklichen Gefühl, daß er all' ihre Reize empfindet und wenn

nicht in Worten, doch durch Farben wiederzugeben verſteht.

Der Hut aber fiel über das Myrthengebüſch hinweg auf die andere Seite, wo, auf einer niedrigen Moosbank, die an dem Stamm einer Pinie lehnte, faſt ganz von ihren niederhängenden Zweigen beſchattet, Fortunio lag. Wie der Hut dicht an ihm vorbeiflog, erhob der Knabe ſeinen Kopf und ſprang auf; ſich erſtaunt umſchauend, woher die plötzliche Störung gekommen. Er betrachtete noch den ſchwarzen, vielfach gedrückten Hut, den er vom Boden aufgenommen, als Watteau um das Gebüſch bog.

„Mein Herr“ ...

„Mein Herr“ ...

Beide ſtammelnd, beide wiederholt in verlegenen Verbeugungen. — Am vergangenen Abend hatten ſie ſich nur flüchtig, wie im Vorübergehen, bei Fackellicht im Schloßhofe erblickt, darauf hatte Simon Riquier ſeinen jungen Freund nach ſeinem

Gemach geſchickt und weder Watteau noch der Marquis oder der Chevalier des Knaben ferner gedacht.

„Mein Herr," ſagte endlich der Maler, der als der Aeltere und der Anſtifter der Begegnung ſich doppelt zum Reden verpflichtet fühlte, „vergeben Sie mir und meinem Hut, die Ihre Muße — vielleicht dichteriſche Muße ſo rückſichtslos ſtörten. Bitte, wiſchen Sie doch nicht den Staub von dem Uebelthäter ab, Sie verderben Ihr Kleid und er iſt daran gewöhnt."

„Er verdient aber gewiß, einmal ausgebürſtet zu werden," erwiderte lächelnd Fortunio, dem die Wunderlichkeit und Befangenheit des Fremden Muth machten.

„Verdient er es wirklich?" und Watteau nahm ihm den Hut aus der Hand, drehte ihn nachdenklich hin und her, und ſetzte ihn auf. „Dann ſoll er gewiß nie eine Bürſte ſehen. Behandelt man uns nach unſeren Verdienſten? Müſſen wir nicht

unſer Leben lang im Staube dahinkriechen? Und ein Hut ſollte es beſſer haben als die Menſchen? Das wäre eine ſchöne Gerechtigkeit!“ Er hielt inne und ſein Auge verweilte mit dem Wohlgefallen des Künſtlers auf der Geſtalt und dem Geſicht des Jünglings. Der blaue Sammetrock, an den Nähten und den breiten Taſchen mit ſchwarzen Seidenſchnüren eingefaßt, den Fortunio trug, das Baret mit der weißen Feder auf ſeinen Locken fügten der Liebenswürdigkeit und Anmuth ſeiner Erſcheinung, für den Maler wenigſtens, noch den Reiz eines phantaſtiſchen Koſtüms hinzu, das ihn an die Figuren der Knaben und Pagen auf venetianiſchen Bildern erinnerte. Ein wenig erröthete zwar Fortunio über die Blicke, die Watteau in einer gewiſſen Starrheit und Unveränderlichkeit auf ihn richtete, aber er bewegte ſich doch freier und ruhiger als geſtern im Saal, in der Gegenwart der Gräfin und des Vicomte's. Es war

klar, daß ihm Watteau ein größeres Vertrauen einflößte und ihm ſeine Aengſtlichkeit benahm.

„Hm," hub da Watteau noch in ſeinem Gedankengange von Neuem an, „verdientet Ihr nicht der ſchönſten Fürſtin zu dienen?"

„Ich zöge die Freiheit dem noch vor."

„Freiheit? Ihr mögt ſie haben, Ihr ſeid reich. O, es iſt ſchon gut um eine glückliche Jugend. So lächelt die Sonne doch nie wieder, als in dieſen Jahren, nie wieder; ſo weit wie damals liegt die Welt nie wieder vor uns. Gott ſegne Euch, mein Kind! Wie ich in Eurem Alter war, ging ich zerlumpt, beſtaubt durch das Thor von Paris, ein ſchmutziger Junge, hungernd, dürſtend — möge Euch das Elend erſpart bleiben, einige Glückliche muß es doch auf Erden geben, damit ſich wenigſtens nicht die Ahnung des Glücks verliert."

„Halten Sie ein, mein Herr," bat Fortunio mit rührender Stimme, „wenn Sie meine Thränen

nicht ſehen wollen. Wer ſagt Ihnen, daß ich glücklich ſei? Daß ich das Elend nicht kenne? Ich bin eine Waiſe, ich lebe von der Güte Herrn Simon Riquier's, der mich wie ſeinen jüngeren Bruder, wie ſeinen Sohn liebt und pflegt, und habe nur einen Wunſch, daß es immer ſo bleibe und ich ein großer Künſtler werde!

„Verzeihung, mein Kind! Aber wenn Sie nicht zu den Glücklichen gehören und die Kunſt lieben, ſo ſind Sie erſt recht mein Bruder und mein Freund. Ich bin ein armer Schlucker, einer der Aermſten in ganz Frankreich, Sie begreifen, daß ich den Reichen mit meiner Freundſchaft nicht kommen darf. Allein die Leidenden, die drücken jede Hand, die ihnen zum Troſt und zur Stütze gereicht wird. Eine Stütze? Was ſchwatz' ich nur! Ich bin auch eine feſte Stütze! Und gegen Herrn Simon Riquier . . . Vergeſſen Sie meine eiteln Prahlereien, das Herz ging mir mit

der Zunge durch und mein Herz haben Sie mit Ihren ſanften Augen ſich auf immer gewonnen.“

„Ich ſtehe ganz erſtaunt da; ich will es Ihnen nur geſtehen: aus Verwunderung, aus Freude. Man hatte mir die Welt und die Menſchen in ſo düſtern Farben geſchildert, meine Mutter hatte ſo viel von ihnen zu leiden, ich habe, ſo jung ich bin, Entſetzen auf Entſetzen um mich geſehen ... die Flucht der Eltern, den Brand unſeres Hauſes und zuletzt die Peſt, den Tod vor mir, hinter mir, neben mir; ich fürchtete mich, als mir Herr Simon Riquier ankündigte, daß ich das ſtille Haus, das wir in Montpellier bewohnten — es liegt vor der Stadtmauer, inmitten von Gärten, wie eine Einſiedelei — verlaſſen und ihm hierher folgen ſollte, fürchtete mich vor dem, was mir hier geſchehen, vor denen, die mir begegnen würden. Und nun iſt im Gegentheil Alles ſo ſchön und gut, Sie, mein Herr, und das Fräulein am geſtri-

gen Abend, und der See iſt ſo lieblich und das Fahren darauf —"

„Ja, es iſt zuweilen etwas in der Welt, das die Träume von Schönheit und Frieden in uns zu verwirklichen ſcheint, oder iſt es nur der Strahl, der von unſerem Herzen aus die Natur durchdringt und die todte wie mit mächtigem Liebesfeuer entflammt und erwärmt? Verwandelt die Allmacht unſeres Gefühls die Bäume und die Felſen zu einem Zaubergarten, zwingt ſie die Menſchen auf einen Augenblick ihren Eigennutz und ihre Habſucht abzulegen und ſich uns von ihrer glänzendſten Seite, in ihren Tugenden zu zeigen? Aber ob nur ein Trugbild, es iſt ſo ſchön! Mir verſank es ſchon einmal, tief und tiefer, in's Bodenloſe! Pah, man glaubt anfangs an der Enttäuſchung ſterben zu müſſen, allein man ſtirbt nicht daran. Ja, wenn wir bloß Seelen wären und keine Knochen hätten. Und übrigens, mein Junge, man wird kein Künſtler ohne wilden Schmerz.

Nun ſchien es ihm erſt einzufallen, daß ſein jugendlicher Zuhörer vermuthlich nicht die Hälfte von all' den ſchönen Worten verſtanden, die ihm in ſeinem Eifer, indem eines das andere wie an unſichtbarer Kette nach ſich zog, entfahren, und ſich ſchüttelnd, als wollte er ſich ſo, durch körperliche Bewegung, wieder in die Wirklichkeit verſetzen, und ſeinen Hut grüßend herabnehmend, ſagte er: „Ich wünſche Ihnen den ſchönſten guten Morgen, junger Herr.“

„Ich bin Ihnen verbunden, mein Herr,“ Fortunio legte die Hand an ſein Baret.

Watteau entfernte ſich aber doch nicht, wie er vor einer Minute vielleicht noch Willens geweſen zu thun, ſondern von dem Anblick der beiden Pinien, ihrer Höhe und Stärke überraſcht, denn in ſolcher Schönheit hatte er keine in Nord-Frankreich, weder in Meudon noch in Verſailles geſehen, blieb er ſtehen. „Stolze Bäume! Zu ſtolz für Gartenanlagen. Die müſſen zahlreich neben ein-

ander wachſen, ein undurchdringlicher Wald, darinnen ein Gießbach von Felſen ſtürzend, ein italieniſcher Himmel darüber — etwas für Salvator Roſa, nichts für mich! Die alten Meiſter hatten größere Seelen; vor dieſen Bäumen fühl' ich, welch' ein Zwerg ich bin. Aber lacht nicht, Herr, Ihr und das ganze jetzige Menſchengeſchlecht ſeid nicht beſſer."

„Wenn Sie ſo reden, möcht' ich faſt behaupten, daß Sie und Herr Simon Riquier noch die Beſten von Allen wären."

„Aha, Herr Simon Riquier! Die Wiſſenſchaft hat den Vortritt und dann erbt Herr Riquier möglicherweiſe dieſe Beſitzung und wir ſind ſeine Gäſte geweſen. Alſo zwiefacher Grund, ihm unſere Ehrerbietung zu erweiſen."

„Seine Wiſſenſchaft doch nicht, ſeine Milde und Menſchenliebe, denk' ich, ſeine Tugend macht ſeinen Werth aus," entgegnete Fortunio.

„Recht ſo! Und wie ſchön kleidet Euch Eure

Begeiſterung. Wie würdet Ihr erſt reden, wenn Ihr eine Geliebte hättet. Und Ihr ſeid jung und ſchön und wollt ein Künſtler werden, da müßt Ihr euch zuerſt eine Herzenskönigin wählen."

„Auf der Stelle etwa? Es ſind ja nur zwei Damen in Avalon und unſerer ſind ſechs."

„Vier, junger Herr, vier! Herrn Simon Riquier müßt Ihr gleich ſtreichen und mich auch."

„Euch? Warum denn Euch? Haltet Ihr euch für zu gut, Komödie zu ſpielen?"

„Ihr ſpielt — ich male ſie, das iſt der Unterſchied. Ich werde Euch Mademoiſelle Aiſſé vorſtellen, das iſt das holdeſte Geſchöpf für eine erſte Liebe. Ob ſie Euch wiederlieben wird, bezweifle ich, vielleicht iſt ſie ſo unbarmherzig und erlaubt Euch nicht einmal einen Kuß, aber das ſchadet nichts! Ihr ſeht ſie doch, Ihr folgt ihren Spuren, ein und einander Mal wird ſie Eure Hand faſſen und dann werdet Ihr nicht dumm ſein, junger Herr, nicht blöde! Ihr werdet ihr einen

Handſchuh ſtehlen, ein Band, eine Blume, — glaubt mir, Ihr habt da etwas, das einen goldenen Schimmer über Euer Leben ausgießen, das, als Erinnerung, im herbſten Schmerz Euch ſanft anklingen wird, troſtreich wie ſüßeſte, herzlöſende Muſik.“

Fortunio hatte ſein Baret abgenommen und hielt es vor ſeine Augen, — Watteau konnte denken, um ſich vor den Strahlen der Morgenſonne zu ſchützen, die voll und blendend durch die Wipfel drangen. Eine Antwort hätte der Jüngling nicht gehabt, aber auch nicht gebraucht, da der Maler ſie nicht erwartete und überdies geſellte ſich jetzt, vom Schloſſe kommend, Herr Simon Riquier als Dritter zu ihnen. Eine Weile ſchwiegen alle, zuerſt ſagte dann Riquier: „Fortunio, die Frau Gräfin von Villeneuve hat nach Dir verlangt. Du ſollſt ihr eine Stunde als Page dienen, mein Kind, und ſie im Schloſſe umherführen. Um die zehnte Stunde will ſie uns Alle in dem Zimmer,

das auf die Terraſſe ſtößt, empfangen. Man hat ihr die Ausſicht von dem Thurm aus über den See hin nach Vaucluſe und Avignon zu gerühmt, geleite ſie hinauf; ich verlaſſe mich auf Deine Umſicht und Treue; Du wirſt Deinem Freunde keine Schande machen und Deinen erſten Ritterdienſt gut beſtehen."

„Sie ſollen mit mir zufrieden ſein;" mit einem ſeelenvollen Blick, den ſich ein ſchärferer Beobachter, als es Watteau war, beinahe für den Blick eines geheimen Einverſtändniſſes ausgelegt, drückte er die Hand, die ihm Simon reichte, an ſeine Stirn, machte Watteau eine leichte Verneigung, lächelnd, mit einem Anflug von Schelmerei im Geſicht, worüber der Maler warnend ſeinen Finger erhob, und ging.

Simon Riquier war wieder im untadelhaften ſchwarzen Anzug, in höflicher Gemeſſenheit wie geſtern, nur ſchien es Watteau, als ſei im Son-

nenlicht die Geſichtsfarbe des Arztes noch olivengrüner als beim Geflimmer der Kerzen.

„Die Künſtler lieben die Morgenſtunde," begann Riquier, der in ſeiner Eigenſchaft als Wirth auch die erſten Koſten der Unterhaltung auf ſich nehmen zu müſſen glaubte, mit einer Würde, die dem Gemeinplatz ſeiner Aeußerung eine komiſche Färbung gab.

„Ich hatte keine andere Wahl. Gekommen, um hier ein Bild zu malen — mit Ihrer Erlaubniß, dieſen Garten — benutzte ich die frühe Stunde, mich in ihm umzuſchauen, maleriſche Gruppen, Ausſichten, Punkte aufzufinden."

„Solche Studien erfordern Einſamkeit. Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich die Ihre unterbrach, und eile, meinen Fehler wieder gut zu machen."

„Wollen Sie mich, um höflich zu ſein, des Vergnügens Ihres Geſprächs berauben? Das hieße der Höflichkeit ihr Weſen nehmen. Ich bin

auch mit dem, was Sie meine Studien zu nennen belieben, zu Ende. Ich wähle dieſen Platz, das Myrthengebüſch, die Bäume — ich verwandle die Moosbank in eine ſteinerne, halbrunde mit hoher Lehne, in der Ferne das Schloß, die Treppe, von drüben her hole ich mir den Pan und die Ceres, hoffentlich haben wir heut einen freundlichen Abend und ſitzen alle hier zuſammen“ —

„Das hängt von der Entſcheidung der Frau Gräfin ab.“

„Richtig! die Frau Gräfin von Villeneuve“ ... Und es dämmerten in ihm die Verhaltungsmaßregeln, die ihm Octave gegeben, Bruchſtücke ſeiner eigenen vortrefflichen Rede auf, die er ihr hatte halten wollen, und darüber in der Gewißheit, daß ihm da noch ein ſchlimmes Abenteuer bevorſtände, in dem er all' ſeine gute Laune und, was ſchlimmer, die Luſt zu ſeinem Bilde verlieren könnte, verfinſterte ſich ſein Geſicht.

Digitized by Google

Riquier beobachtete ihn nur, ohne ein Wort zu ſagen.

„Komme, was ſich nicht ändern läßt,“ ermannte ſich Watteau, und damit er den Andern über den wahren Beweggruud ſeines Erſchreckens irre führe, ſchloß er: „Die Frau Gräfin wird ein Einſehen haben, mich nicht allzu ſtreng an ihre Ordnungen binden und meine Arbeit nicht hindern.“

„Wenn Sie nur hierher reiſten, ein Bild zu malen —“

„Aber weshalb ſonſt? Doch nicht um zu erben oder den edlen Marquis Sylvain von Roche-Noire mit meinem Nachruf noch in einer beſſern Welt zu beläſtigen!“

„Oft wird man zu einer Trauung eingeladen und kömmt zu einem Leichenſchmauſe. Ich weiß es mir nicht zu erklären, indeß, ſeit ich Ihren Namen gehört, Herr Antoine Watteau, von Ihrer Kunſt gehört, iſt es mir, als bereitete ſich Ihnen

in Avalon eine große, ich hoffe es, eine glückliche Ueberraſchung vor.“

Einen Schritt trat Watteau zurück; eine günſtige Meinung von Simon Riquier konnte Niemand haben, der ihn nur aus dem Bilde kannte, das Octave von ihm entwarf, ſo auch Wattean nicht, und die angeborene Steife und Schwerfälligkeit in Simon's Benehmen, das Forſchende, Aufmerkende in ſeinen Augen, die Unzugänglichkeit, die er trotz ſeiner Höflichkeit bewahrte, trugen eben nicht dazu bei, dies Vorurtheil zu zerſtören. Die Freundſchaft, die Fortunio für ihn hegte und mit ſolch' ſchöner Begeiſterung geſtand, hatte in den vergangenen Minuten dem Maler eine wärmere Theilnahme für den Arzt eingeflößt; ſeine Handlungsweiſe gegen dieſen armen Knaben ſtimmte nicht recht zu der ſchmählichen Geldgier und kein Mittel zur Erreichung ihres Zwecks ſcheuenden Selbſtſucht, deren ihn der Marquis wiederholt beſchuldigt. Jetzt ſtürzte Riquier's Rede, aus der

Watteau nur den Späher, den Aushorcher heraushörte, wieder das beſſere Bild von ihm um; Mißtrauen und Argwohn waren gegen ihn berechtigt.

„Eine Ueberraſchung?“ entgegnete Watteau darum, langſam jede Sylbe prüfend, ehe er ſie ausſprach. „Ich bin auch ein Menſch für Ueberraſchungen, ich! Ein Anderes wäre es noch mit meinen Begleitern, berühmten, vornehmen Cavalieren. Ich bin dreiunddreißig Jahre alt geworden, in harter Mühe und Arbeit, unſer einen pflegen die Feen nicht zu beſuchen. Mir rauſchte ein Tag vorüber wie der andere, derſelbe eintönige Wind. Von allen Hoffnungen habe ich mich entwöhnt. Eine Ueberraſchung! Ich erwarte ſie feſten Fußes, Herr Riquier.“

Wie laut er auch auflachte, Simon kam nicht aus ſeinem Ernſt.

„Ich kann mich täuſchen, Herr Antoine Watteau, laſſen Sie mich nur nicht die Aufrichtigkeit büßen, mit der ich ein in mir aufſteigendes Gefühl

Ihnen ein wenig unbedacht mittheilte. Mich freut es, daß wir dieſelbe Weltanſchauung haben, wenn ich mir nämlich den Sinn Ihrer Worte richtig deute. Sie erwarten nichts vom Leben, ich auch nicht. Es iſt gleichgültig, welchen Weg zu dieſem Ziele Jeder von uns gegangen, wir ſind einmal da. So hat es denn der Zufall gefügt, daß in unſerer Geſellſchaft auch die Entſagung zu ihrem Rechte gelangt."

„Das iſt eine Tugend, die zu üben den Armen nicht beſchwerlich fällt. Ihnen freilich! Kann der Verwandte eines ſo reichen Erblaſſers ohne Wunſch ſein?"

„Doch. Ich habe, was ich zu meinem Leben gebrauche, noch darüber."

„Ich dächte," ſagte Watteau, den dieſe vorgeſpiegelte Uneigennützigkeit des Arztes, die ſich ſchon durch ihre Uebertreibung als Lüge verrieth, in ſeiner Ehrlichkeit verletzte, „dieſe Beſitzung hier könnte Jedem den Wunſch erregen, ſie ſein zu nennen."

„Wirklich? Da wird ſie vielleicht genügen, geſchehenes Unrecht wieder auszugleichen.“

Habe ich es mit einem Narren, oder einem zu thun, der mehr weiß als gewöhnliche Menſchenkinder? dachte Watteau. Er ſtand vor Riquier, wie vor einer mit wunderlichen Zeichen bedeckten ägyptiſchen Sphinx. „Geſchehenes Unrecht — auszugleichen!“ meinte er kopfſchüttelnd. „Ich bin in der Geſchichte des edlen Hauſes derer von Roche-Noire, zu meiner Schande, zu wenig bewandert, um darauf mit Ja oder Nein antworten zu können.“

„Meine Aeußerungen“ — und etwas, das ein Lächeln vorſtellen ſollte, erſchien auf Riquier's feſtgeſchloſſenen Lippen — „meine Aeußerungen haben heut das Unglück mißverſtanden zu werden. Es iſt, als ob ſie Dekorationsmalereien wären, nur auf eine weitere Entfernung und Lampenlicht berechnet. Sie kennen das aus eigener Erfahrung.“

„Aus eigener —? Ja freilich, manch' herr-

liches Schloß und manch' grauſige Felsöde hab' ich der Oper in Paris gemalt. Es waren luſtige Tage, die luſtigſten meines armſeligen Lebens. Farbiger war die Erde geſchmückt und die Sonne eine ganz andere. Und ich erſt! Ein Burſche, der damals das Herz auf dem rechten Flecke hatte, den Ruhm nicht kannte und die Leiden."

„Ich habe mir ſagen laſſen, bunt ſei die Welt vor den Couliſſen, grau und ſtaubig die hinter ihnen."

„Geſchwätz von Sittenrichtern! Splitterſuchern! Der ſelige Leichtſinn, der Apoll und ſeine Muſen auf Mont Parnaß beſeelte, waltet noch über ihren jüngſten Kindern. Noth und Elend ſind ihnen genug beſchieden, aber ſie lachen darüber. Und Ihre Philoſophie in Ehren, über die meiſten Dinge kömmt man eher mit Lachen als mit Thränen hinweg. Außerhalb des Theaters ſind alle Formen ſo ſchwer, ſo ſteif, der Maßſtab, den eine mürriſche Tugend an unſere Handlungen legt,

überſteigt unſere geringen Kräfte ſo ſehr, ſo ſehr! In den Hallen Thaliens herrſcht eine leichtere Luft, Aether, wie er um den Olymp ſchwebte. Hier hat die Liebe ihre traurigen Begleiterinnen, Eiferſucht und Untreue, verloren, denn Jeder und Jede in dieſem Völkchen weiß, daß keine Liebe länger als ſieben Tage währt."

„Und wenn eine, ich ſetzte den Fall, darüber hinaus liebte, mit innigſter Zärtlichkeit, mit verzehrender Leidenſchaft liebte?"

„Beweis dafür, daß ſie nicht zur großen Oper hätte gehen ſollen."

„Die große Oper! Da wird mir eine Erinnerung lebendig. Ich war 1710 in Paris und ſah in einer Oper Quinault's — wie hieß ſie doch nur? Richtig — Atys, ein junges Mädchen, ſie ſang im Chor der Götter und Göttinnen, eine rührende Schönheit, eine rührende Stimme. Ich entſinne mich ihrer, als wäre es geſtern geſchehen, ſogar ihren Namen hab' ich behalten" ...

„Iſt das die Ueberraſchung, die Sie mir zugedacht?“ unterbrach ihn Watteau mit ſchmerzlicher Heftigkeit. „Sie reden von Marie L'Etoile.“

„Ich reiße doch keine Wunde auf? Marie L'Etoile. Sie kennen ſie?“

„Was man ſo kennen bei'm Theater nennt.“

„Iſt ſie eine große Künſtlerin geworden? Sie verſprach ſo viel, ſo Schönes. Wir in der Provinz ſind ja halbe Barbaren und erfahren nur ſelten wahre Neuigkeiten aus der Hauptſtadt.“

Watteau drückte ſeinen Hut tiefer in das Geſicht, ehe er ſagte: „Mein werther Herr Simon Riquier, nicht jede Mandelblüthe wird zur Mandel. Es iſt ſehr gut, daß Mademoiſelle Marie L'Etoile keine erſte Sängerin geworden. Aus Gründen der öffentlichen Moral gut. Wir haben jetzt zwei Primadonnen in Paris; der Herr Vicomte von Rion oder der Herr Marquis werden Ihnen ihre Namen und all' ihre guten Eigenſchaften ſagen können, aber ich bitte, ziehen Sie jeden einzeln

ins Vertrauen, denn zuſammen, würden ſie ſich über die Vorzüge der beiden Damen ſtatt mit Worten mit dem Degen ſtreiten. Nun erwägen Sie, in welchen Strömen das edelſte Blut Frankreichs fließen würde — da wir beide bürgerlich ſind, darf ich hinzuſetzen, ruhmlos fließen würde — wenn mit jenen beiden auch noch Marie L'Etoile auf der Bühne ſtände. Der Genius Frankreichs gab ihr darum den Gedanken ein" ...

„Welchen Gedanken?"

„Der Kunſt zu entſagen und mit einem guten Freunde davon zu gehen."

„Unmöglich!"

„Oho, mein Herr, es war kein gewöhnlicher Menſch, dem ſie folgte, Ihre Tugend braucht ſich nicht zu entrüſten, es war ein Edelmann, vielleicht ja ein Herzog."

„Und dann?"

„Aber ich ſchreibe doch nicht die Chronik der großen Oper! Ich hatte nur mit ihrer lieblichen

Täuſchung, nichts mit ihrer Wahrheit zu thun. Und dann? Solche Geſchichte verläuft einfach. Nach einem Monat, wenn die Fluth hoch geht, nach zweien, rufen den edlen Herzog Staatsgeſchäfte von dem Schloſſe, auf dem er mit der Geliebten verweilt, nach Paris zurück. Paris iſt Lethe, man vergißt Alles darin bis auf die Gegenwart und das Vergnügen. Indeſſen wartet in einem alten, epheuumrankten Thurm eine Närrin, wartet und weint ... Herr Simon Riquier, der Gott der armen Leute und der armen Mädchen wird in ſeiner Barmherzigkeit wohl ein Einſehen mit Marie L'Etoile gehabt haben, wenn noch nicht, wünſchen wir, daß er es bald habe. Es lebe der Tod; das iſt das beſte Rattengift gegen betrogene Liebe und ein herzſtärkendes Mittel."

„Und der Schändliche, der ſie in's Verderben ſtürzte" —

„Welcher Zorn! — Dem" — hier machte ihm Watteau eine tiefe Verneigung — „dem wird

das Schickſal, damit doch eine gerechte Ausgleichung auf Erden ſtattfinde, einen Marſchallsſtab oder eine Beſitzung, wie dieſe, ſchenken."

Damit bog er in die Allee ein, die zum Geſtade des See's führte.

Mächtig hatte das Geſpräch in die Saiten ſeiner Seele gegriffen. Längſt verklungene Töne weckte es wieder. Wie vom Sturmwind getrieben, als könne er ſo der Erinnerung entfliehen, eilte er durch den Baumgang. Eine unbeſchreibliche Verwirrung bedrängte, ängſtigte ihn. Tief Athem ſchöpfend blieb er an der Gitterthür ſtehen und legte den Kopf an die eiſernen Stäbe. Er ſah über den See hin und ſah doch wieder nichts. Es arbeitete in ſeiner Bruſt, wie ein krampfhaftes, unterdrücktes Seufzen. Auf den Raſen warf er ſich nieder und zog den Hut ganz über das Geſicht. Formlos, ohne Zuſammenhang irrte es ihm durch den Sinn. Welcher Zufall! Hier mußt du an deine Vergangenheit gemahnt werden!

Und war es Abſicht von dieſem Riquier? Iſt's eine Wunderlichkeit deines Schickſals? Und Marie, ach, wenn es ſich nur um Marie L'Etoile handelte! Armer Stern, wo biſt du zerſtoben? Ausgebrannt, ein klein wenig Aſche nun, die der Wind verſtreut. Aber es iſt beſſer ausgelöſcht und Staub ſein, als die Qualen zu leiden, die ich erdulde. Der Ruhm iſt eine Laſt wie das Leben, wäre ich damals nicht nach Valenciennes gegangen! Mache dir keine Grillen, guter Antoine, man entrinnt dem Tode nicht und der Liebe. Ich malte vielleicht noch Dekorationen und Marie — wäre doch nicht meine Frau? Da hätte ſie auch ein rechtes Loos gezogen! Rechnet einmal, ihr Götter da oben, denn für einen Sterblichen iſt die Rechnung zu verwickelt: ein unbedeutender Maler, ein Farbenſudler, eine mittelmäßige Sängerin, eine gewiſſe freundſchaftliche Neigung beider, endlich Heirath, mäßiges Auskommen, viel Kinder, knappe Tage, aber doch Alles in Allem ein windſtilles

Leben, eine glückliche Ehe — was macht's? Dagegen ein Kranz, der nie ganz verwelken wird, zehn Tage Seligkeit auf ſechs Jahre Elend — ſechs Jahre? Ich fürchte, Watteau, du machſt die Rechnung ohne den Wirth und wirſt es noch länger büßen müſſen, daß du einmal im Paradieſe geweſen. Hm, wo ſteck' ich nur? Zahlt ihr Götter, und wägt, wo war das Glück, das echte, goldene Glück?

Die Ungeduld und der Schmerz ließen ihn nicht mehr ruhen, er ſprang vom Boden auf. Hier, wo die Mauer den Garten gegen den See hin abſchloß, lief ein ſchmaler Steg mit ihr in gleicher Richtung zu dem Thurm, der an der Spitze der Landzunge ſich erhob. Dichtes Gebüſch überwucherte ihn faſt, aber Watteau befand ſich in jener Stimmung, in der wir äußerliche Widerwärtigkeiten herbeiſehnen, um den Aufruhr unſeres Herzens zu ſtillen. Von der Geliebten, die ihm kaltſinnig ein Lebewohl auf keine Wieder-

kehr ſagt, wer ſtürmte da nicht gern in eine Sturmnacht hinaus? So drängte ſich auch Watteau, ohne der Dornen und Neſſeln, der Zweige zu achten, die ihm in's Geſicht ſchlugen, vorwärts. Auf dieſen äußerſten Theil des Gartens hatte ſich wohl nie eine ſonderliche Pflege erſtreckt, Verwilderung überall. Erſt wo der Rundthurm von der Mauer nach innen zu vorſprang, zeigte ſich wieder die ordnende, ſäubernde Hand des Menſchen. An ſechszig Fuß in die Höhe ſtieg der Thurm; oben auf der Plattform wehte an einer der Zinnen befeſtigt, eine ſchwarze Trauerfahne über den See, den Tod Sylvains von Roche-Noire verkündigend und daß Schloß Avalon noch ohne Herrn ſei. Nach dem Garten zu lagen in der Rundung drei Reihen Fenſter über einander, von denen die der mittelſten mit ihren hellen Scheiben und den Blumen davor einen freundlichen, die Düſterkeit des Gebäudes angenehm unterbrechenden Eindruck machten. Dieſe Blumen, dieſe Vor-

hänge würden einem aufmerkſameren Beobachter, den ſeine Träumereien nicht ſo ausſchließlich in Anſpruch genommen, als Watteau, den Wechſel der Zeiten, Menſchen und Geſinnungen angedeutet haben. In den kriegeriſchen Tagen des Mittelalters hatte der Thurm zur Vertheidigung gedient und war der Hauptpunkt Avalons geweſen; die ſpätern Beſitzer hatten ihn, als ſie das neue Schloß bauten, aus Ehrfurcht vor den Ahnen ihres Geſchlechts nicht abgebrochen, ſondern ließen ihn als eine altfränkiſche Erinnerung in ihrem Garten ſtehen und genoſſen auf ſeiner Höhe die wundervolle Ausſicht über den See, weithin in das Land hinaus. Hieran könnten ſich nun die mannigfaltigſten Betrachtungen über die Milderung der Sitten, die allmählige Vervollkommnung der Menſchheit, über die Gegenſätze der Romantik und des Rokoko's anknüpfen, wenn nur Antoine Watteau eine größere philoſophiſche Bildung genoſſen und in dieſen Augenblicken überhaupt Sinn

für die Außenwelt gehabt hätte. Er ging aber, da die Pforte des Gebäudes offen war — man thut ihm nicht unrecht, wenn man ſagt, gedankenlos — hinein. Nicht viel Schritte weiter durch einen gewölbten Gang gelangte er an die erſte Stufe einer ſchneckenförmig gewundenen Wendeltreppe. Undeutlich erinnerte er ſich der Worte, die Simon Riquier zu Fortunio geäußert ... von den Damen, die er hierher führen ſollte, von der Ausſicht, die man auf den Zinnen genoß. Träumeriſch, in ſich verſunken, ſtieg er hinan.

Gerade, wie Watteau das Innere des Thurmes betrat, wandten ſich auf ſeiner Höhe, von dem Anblick der im Gold der Morgenſonne ſchimmernden Landſchaft geſättigt, Heloiſe, Aiſſé und Fortunio zur Umkehr.

An dieſem Morgen war über Heloiſens Geſtalt und Geſicht ein Glanz und eine Friſche verbreitet, wie ſelten; als ſei ſie um einige Jahre jünger geworden. Die blaſſe Schönheit und Zart-

heit ihrer Freundin hatte dagegen von der Reiſe gelitten und ſich noch nicht wieder erholt, ſie glich einer blaßrothen Roſenknospe, eine Vergleichung, zu der ihre dem Geſchmack des Tages widerſprechende, eigenthümliche Kleidung unwillkürlich aufforderte. Sie trug ein weißes Gewand von weichem, feinem Stoff, das ſich ihren Formen leicht und willig anſchmiegte und, in der Mitte ihres Leibes von einem goldenen Gürtel im türkiſchen Geſchmack feſtgehalten, ihre Büſte vortheilhaft hervorhob und ihr gegen das weitausgeſchnittene, oben um den Buſen mit Spitzen beſetzte Kleid Heloiſens, einen Ausdruck jungfräulicher Reinheit gab. Den leichten Florſhawl von blaßrother Farbe, den ſie um ihre Schultern geſchlungen, hatte ſie auf der Plattform, wo der Wind heftiger wehte, wie einen Schleier ausgebreitet und über ihre Stirn und ihre braunen Locken gezogen. In ihrer Natur lag es nicht, ohne beſondere Veranlaſſung zu reden oder beſtändig das

Bedürfniß zu empfinden, ihre Gefühle, Anſichten, Urtheile einem Andern mitzutheilen. Dieſe Verſchloſſenheit und Schweigſamkeit mochte ebenſowohl ein Erbe des fernen Oſtens ſein, dem Lande, aus dem ſie ſtammte, als ihrem feingearteten Weſen entſprechen. So hatte von dem Moment, als ſich ihnen Fortunio als Page und Begleiter vorſtellte, bis jetzt, im Schloß, im Garten, den ſie nur in ſeinen beiden Hauptalleen durchſchritten, um ſchneller den Thurm zu erreichen, Heloiſe allein das Wort geführt, gut geführt, ſie war eine geiſtreiche Dame und wenn ſie wollte, hatte ſie noch Jeden gewonnen und bezaubert. Und heute wollte ſie; „ich werde alle zwingen, ſich ſterblich in mich zu verlieben," hatte ſie zu Aiſſé geſagt, „alle, den einen ausgenommen, den du dir, meine weiße Taube, zu deinem Ritter wählen willſt. Wenn wir die Herren beim Frühſtück ſehen, ſollſt du die Wahl, die erſte Wahl haben, mit dem magſt du thun nach deinem und Gott

Amor's Belieben, die Andern ſind meine Sklaven." Und ſie fing gleich damit an, dem ſchüchternen Fortunio einen jener ſchmachtenden Blicke zuzuwerfen, die, wenn ſie auch keine Liebe entzünden, doch der Eitelkeit jedes Mannes ſchmeicheln und ihn zu der Behauptung veranlaſſen: eine Dame mit ſolchen Augen müſſe nothwendig eine ſchöne, empfindungsreiche Seele haben. Leider war Fortunio noch zu jung und unerfahren, um das Geringſte von dieſen Feinheiten zu verſtehen. Die einfache und doch ungewöhnliche Kleidung Aiſſé's, ihr goldener Gürtel, in dem mehrere blaue, grüne und rothe Edelſteine wie eine bunte Schnur inmitten des Goldes eingefügt waren, mit den eingravirten Blumenarabesken und Sprüchen des Korans in arabiſchen Buchſtaben darauf, weckten ſeine Neugierde in hohem Grade und beſchäftigten ihn mehr als die Freundlichkeiten, die ihm Heloiſe erwies. Hatte aber die Gräfin einmal einen Plan gefaßt, ſo verfolgte ſie ihn mit

zäher Beharrlichkeit, achtete kein Hinderniß und ſcheute ſich ſelbſt nicht, Handlungen zu begehen, die ſie von jeder andern Frau verurtheilte. Und ob ſie einen Plan hatte? Sie war mit dem Gedanken aufgewacht, dieſen Simon Riquier, der ihr am vergangenen Abend eine gewiſſe Scheu und Furcht eingeflößt, zu demüthigen. Durch ihre Forderung, Octave einen Boten entgegenzuſenden, der ihn zur Eile anſpornen ſollte, hatte ſie den Arzt, nach ihrer Meinung, an ſeiner verwundbarſten Stelle, in ſeiner Selbſtſucht verletzt, und vom Erfolg unterſtützt, ſeinen eigenſüchtigen Entwürfen einen Riegel vorgeſchoben. Haſſen, wen ſie gekränkt: das war auch für Heloiſe ein Glaubensſatz. Ein Anderes trat hinzu; kaum erſchien es noch zweifelhaft, daß ſich das Teſtament für Simon Riquier ausſprechen und Octave wie ſie leer oder im beſten Fall mit einem kargen Legat bedacht ausgehen würden; Heloiſe wollte es ſich nicht eingeſtehen, aber ſie haßte den Arzt doppelt

um dieſes Glücks willen. Während der Toilette überlegte ſie in ihrem erfinderiſchen Geiſte dieſen und jenen Anſchlag, ſich an Riquier für die Vorliebe zu rächen, die ihr Großvater ihm geſchenkt, und wenn es ihr auch bei der Ungunſt der Verhältniſſe, da ſie offenbar die Schwächere, nicht möglich wäre, ihm das Erbe zu entreißen, ihm doch ein Uebel, eine Kränkung zuzufügen, die ihm die Freude über ſein Glück verbittere und einen ſcharfen Stachel in ſeiner Bruſt zurückließe. Welch' ein Irrſal iſt aber die Seele des Menſchen! Je tiefer Jeder in die ſeine hinabſchaut, je genauer er die Beweggründe ſeiner Thaten in ihren Verſchlingungen unter einander, ihren Verbindungen mit den Eindrücken der Außenwelt, ihren Bezügen rückwärts in die Vergangenheit, den Ahnungen der Zukunft, die mit ihnen verknüpft ſind, unterſucht, deſto geheimnißvoller und unlösbarer wird ihm das Räthſel ſeines eigenen Ich's. Nur Rache und Haß gegen Riquier ſchien Heloiſe vor-

wärts zu treiben, zuletzt bedingte und beſtimmte ein Gefühl für Octave, über das ſie nicht nachdenken, das ſie ſich nicht erklären mochte, ihre Handlungsweiſe. Als ſie von ihrem Toilettentiſch aufſtand, war ſie mit ihrem Anzug wie mit ihrem Plan zufrieden. Nie war ſie ſich ſelbſt ſo ſchön, ſo jugendfriſch erſchienen, nie glaubte ſie ein feineres, liſtigeres Spiel erſonnen zu haben. Es ſollte damit beginnen, Fortunio, Simon's Freund, mit ihrer Liebenswürdigkeit zu umgarnen; von ihm ſollte ſich dann der günſtige Eindruck, den ſie auf ihn hervorzubringen ſich ohne Mühe getraute, fortpflanzen ...

In heiterſter Stimmung war ſie ſo mit ihm und Aiſſé durch den Garten gewandelt und hatte die Ausſicht vom Thurm bewundert; ganz Freude, ganz Sonnenſchein ging ſie jetzt zuerſt die Wendeltreppe wieder hinab, langſamer folgten Aiſſé und der Knabe.

Mit geſenktem Haupt war indeß Watteau

funfzehn Stufen hinaufgeſtiegen, Traumgeſtalten begleiteten ihn, Marie L'Etoile und eine andere, ſchönere, namenloſe.

Und da ...

Aufſchauend rief er, wie vom Blitz berührt: „Sie iſt's!"

Vor ihm, zwei Stufen über ihm, ſtand Heloiſe, gleich ihm wie feſtgezaubert, wie zu Erz verwandelt, daß ſogar das Lächeln, das um ihre Lippen geſpielt, nicht aus ihrem Geſicht wich und in dem ſtarrgewordenen unheimlich anzuſehen war.

„Freilich, ſie iſt's," ſagte Aiſſé, die eben da die Freundin erreichte, in das wechſelſeitige, peinliche und ſchreckhafte Erſtaunen Watteau's und Heloiſens hinein. „Es iſt die Frau Gräfin von Villeneuve und in ihm habe ich das Vergnügen, Ihnen, meine Heloiſe, den Maler Antoine Watteau vorzuſtellen, der mir verſprochen hat, mich unſterblich zu machen."

„Sie, die Gräfin von Villeneuve," Watteau

ſchlug die Hände über das Geſicht, zornig, verzweifelnd. „Sie!“

„Er iſt von Ihrer Schönheit ſchon geblendet, er braucht meine Fürſprache nicht mehr bei Ihnen,“ meinte ſcherzend Aiſſé.

Darüber war wieder Leben und Bewegung in Heloiſe gekommen, der Stolz der vornehmen Dame, die Kälte und Schlangenklugheit der welterfahrenen Frau gelangten wieder über Beſtürzung und Entſetzen zur Gewalt, das Lächeln, das verſtummt und verſteint geweſen, klang in einem muntern Ton aus, dem nur ein feingeübtes Ohr das Gezwungene angemerkt. „Herr Watteau, ſeien Sie mir willkommen und ſchlagen Sie mir nicht gleich meine erſte Bitte ab: laſſen Sie mich Ihr Geſicht ſehen.“ Und als nun Watteau die Hände herabnahm und ſie mit ſeinen dunklen, traurigen Augen wie eine Erſcheinung furchtſam, fragend und ſchmerzhaft anſchaute, mochte er ihr ſelbſt wie ein Geſpenſt erſcheinen. Dennoch ſagte

ſie freundlich: „Alſo noch einmal willkommen! Solcher Kennerſchaft in den ſchönen Künſten, wie mein Vetter, der Marquis von Roche-Noire, kann ich mich zwar nicht rühmen und Ihre Bilder nun gar, Herr Watteau — Sie verzeihen meine Aufrichtigkeit — kenne ich nur oberflächlich. Aber ich weiß, ich werde ſie ſchätzen, ſie bewundern lernen. Ich will eine gelehrige Schülerin ſein und wie ich an dieſem erſten Tage unſeres Aufenthalts in Avalon Sie zum erſten Male in meinem Leben geſehen, Herr Watteau, hoffe ich, daß heute nach zehn Tagen, wenn wir von dieſer Stelle Abſchied nehmen, ich Sie nicht zum letzten Male ſehen werde.“

„Heute zum erſten Mal in Ihrem Leben!“ Vielleicht wußte er nicht, was er ſagte, all' ſein Denken, die Fähigkeit ſeiner Sinne waren in dem einen des Schauens aufgegangen.

„Da haben wir's, Aiſſé! Wie ſo eitel ſind dieſe Künſtler! Herr Watteau hat vermuthlich

erfahren, daß mir der Marquis ſein letztes Bild gezeigt, und nimmt es mir nun übel, daß ich ſage: ich ſehe ihn hier zuerſt, da ich ihn doch ſchon auf jenem Bilde als Flötenſpieler geſehen."

Dieſe Worte gaben Watteau etwas wie einen Schlag, es zuckte in ſeinem Gehirn. „Das Bild," rief er, „das unſelige Bild! Frau Gräfin, Sie werden . . ." Jetzt war es nicht mehr die Erſcheinung, ſondern die Gräfin von Villeneuve, zu der er ſprach, die mächtige, rachſüchtige Dame, die er, ohne es zu wollen, durch eine tückiſche Laune des Zufalls gereizt.

Sie ſchnitt ihm mit raſcher Wendung jede fernere Erklärung ab. „Ich bin Ihnen nicht böſe, ich finde die bewußte Aehnlichkeit, auf deren Entdeckung mein Herr Vetter ſo ſtolz zu ſein ſcheint, nicht in jenem Bilde, und ſelbſt wenn ich ſie fände, würde ich Ihnen nicht zürnen und nur Ihre Gerechtigkeit fragen: ob wir Frauen von dem Schöpfer dazu verurtheilt ſiud, unſere Ohren

von dem Flötenſpiel unſerer Liebhaber zerreißen zu laſſen? Sonſt, in allem Uebrigen, nehmen Sie zum Zeichen meiner Freundſchaft meine Hand."

Gewaltſam raffte ſich Watteau auf und zog die dargereichte an ſeine Lippen, doch berührte er ſie kaum, nur eiskalt fuhr der Hauch ſeines Mundes darüber hin.

„Fortunio, wollen Sie mir meinem Fächer geben?" ſagte die Gräfin, und ſchritt an Watteau, deſſen Kniee unter ihm zu brechen drohten, vorbei.

„Was iſt Ihnen? Sie ſind ja mächtig ergriffen," gutmüthig näherte ſich ihm Aiſſé.

„Mademoiſelle, ich habe eine Todte geſehen."

„Bildlich geſprochen, natürlich! Die Figur aus meinem Bilde, die ich hier," er ſchlug an ſein Herz, „wohl verwahrt wähnte. Ich bitte Sie, ſprechen Sie für mich mit Ihrer Freundin, entſchuldigen Sie meine Narrheit. Die Frau Gräfin von Villeneuve und Antoine Watteau — entweder iſt das Leben zum Todtlachen oder zum

Verrücktwerden da. Wie die Gräfin ihren Fächer gebraucht, und es iſt doch eine Kälte auf dieſer Treppe, eine Kälte! Aber ſehen Sie nur, welch' ein Rhythmus in dieſen Schlägen, hat Amor je ſeine Flügel ſchöner, harmoniſcher bewegt, als die Gräfin ihren Fächer?"

Darüber mußte Aiſſé lächeln; der Glanz dieſes Lächelns wirkte lindernd auf Watteau's Verwirrung, und verſcheuchte ſeine wüſten Phantaſien. Schweigend, denn mit wiederkehrender Beſinnung, in der dunklen Erinnerung der Tollheiten, die er geſprochen und begangen, ſchämte ſich der Maler und hütete, halb aus Verdruß und Reue, halb aus Furcht, es möchte ihm auf's Neue eine Unbeſonnenheit entſchlüpfen, ſeine Zunge, kamen ſie die Stiege hinab, an die Pforte des Thurms. Dort erwarteten ſie Heloiſe und Fortunio, die ſchneller hinabgeeilt, und vom Schloſſe her ging ihnen, raſch als beflügele irgend eine wichtigere

Angelegenheit ſeine Schritte, Simon Riquier entgegen.

Schon in einiger Entfernung winkte Heloiſe mit ihrem Fächer. — „Sie wollen mich ſchelten, ich habe die Herren warten laſſen. Ja mit einer Königin darf man es nicht ſo genau nehmen, mit einer Königin von drei Stunden. Ich habe auf der Treppe dem berühmten Maler Watteau Audienz gegeben, das wird mein zu ſpät Kommen erklären.“

„Die zehnte Stunde hat noch nicht geſchlagen,“ entgegnete Riquier, der die Pünktlichkeit ſelber war und etwas von einer lebendigen Uhr hatte. „Ich fürchtete, beim Beſteigen des Thurmes ſei Ihnen ein Unfall zugeſtoßen, der ſtarke Wind dort oben, die nicht allzu feſte Bruſtwehr — Thorheiten, die aber einen Augenblick früher mich mit Unruhe erfüllten.“

Hier wechſelte er einen Blick mit Fortunio, der leiſe ſeine Wimpern ſenkte, wie zum Zeichen,

daß Alles gut abgelaufen und kein Grund zur Beſorgniß vorhanden ſei. Wie haſtig aber dieſer Blick auch flog, dieſe Bewegung ihm auch unmerklich antwortete: Heloiſe ertappte Beide. „In dem Thurm ſteckt ein Geheimniß, und Fortunio weiß darum,“ dachte ſie, während ſie den Arm, den ihr Riquier bot, mit freundlichem Neigen des Kopfes annahm und den Weg zur Terraſſe einſchlug.

V.

An der Treppe, die zu der großen Terraſſe des Gartens aufſtieg, wurde die Geſellſchaft von den drei Herren, dem Marquis, dem Vicomte und dem Chevalier empfangen. Frau Argentine in ihrer Beſcheidenheit konnte ſich nun einmal in die neue Rolle, die ihr dieſelben Rechte wie der Gräfin zuertheilte, nicht hinein- und aus ihrer altgewohnten Geſchäftigkeit nicht herausfinden. Sie war oben im Zimmer geblieben und brachte mit Hülfe der Diener den Frühſtückstiſch in Ordnung. Als die Herren ihrer „Königin“ die gebührende Huldigung erwieſen, was nicht ohne gegenſeitige Scherze und einige Spöttereien Octave's abging, ſah Heloiſe mit einiger Verwunderung

und Ungeduld, wie ſie ſich, die Federhüte in der Hand, zu Aiſſé wandten, und der Marquis dem Fräulein ſagte: „Mademoiſelle Aiſſé, der Herzog von Orleans hat uns befohlen, wo wir Sie auch erblicken, Ihnen ſeinen Gruß zu melden: Es lebe das tugendhafteſte Mädchen in Frankreich!“

„Sie lebe!“ erwiederten die Andern, zu denen ſich nun auch Watteau geſtellt.

Gluthübergoſſen, die Augen niedergeſchlagen, ſtand Aiſſé da. Heloiſe hatte den Arm Simon's losgelaſſen, und in ihren Zügen ſpiegelte ſich unverkennbar ein gewiſſer Verdruß und zugleich die Neugierde, die Veranlaſſung dieſes Grußes zu erfahren. In Riquier aber ſchien die merkwürdigſte Wandlung vorzugehen. Ueber ſein finſteres, ſtrenges und verſchloſſenes Geſicht lief ein Glanz des Wohlwollens, herzlichſter Freude und Theilnahme, die aus ihm einen ganz andern Menſchen machte.

„Aber ſo erklären Sie mir doch —“ begann lebhaft die Gräfin.

„Wer das Palais Royal nach Mitternacht betritt, der muß ſchwören, die Geheimniſſe ſeiner Säle zu bewahren,“ entgegnete Octave. „Meine theure, gelehrte Couſine wird ſich der eleuſiniſchen Myſterien und der Verſe des Horaz erinnern . . .“

„Sie ſind unerträglich.“

„Meine Königin vergebe, allein in dieſem Falle begnüge ſie ſich mit den Worten des Regenten: das tugendhafteſte Mädchen in Frankreich.“

In lieblichſter Verwirrung ergriff Aiſſé die Hand des neben ihr ſtehenden Fortunio, und als ſei dieſelbe Empfindung holdeſter Scham in ihnen mächtig, eilten beide die Treppe hinan . . .

Beherrſchte, während ſie das Frühſtück einnahmen, auch noch zuweilen eine läſtige Gezwungenheit die Geſellſchaft, ſo war ſie doch mit jeder vorüberfliehenden Minute mehr im Entſchwinden begriffen. Sichtlich kamen ſich die Einzelnen, ſei

es nur aus Höflichkeit, aus der Erkenntniß, daß ſie gemeinſam, wie der Vicomte meinte, in einer Mauſefalle ſteckten, ſei es aus Gleichheit der Gemüthsart freundlich zu einander gezogen, näher. Wechſelſeitig tauſchten ſie die Erzählung der Vorfälle, die ihnen auf ihrer Reiſe begegnet, hin und her gingen Vorſchläge, wie die acht Tage bis zur Teſtamentseröffnung am fröhlichſten hinzuleben ſeien. Viel wurde über die „Geſetze“ gelacht, die der verſtorbene Marquis ſeinen Erben und ihren Freunden vorgeſchrieben. Es waren aber ihrer drei, auf Pergament, in gothiſchen, rothen Buchſtaben geſchrieben, in einem Rahmen von Ebenholz in allen Zimmern des Schloſſes aufgehängt, welche die Fremden bewohnen ſollten. Das erſte verbot jedes Geſpräch über ihn, ſeinen Charakter, ſeine Handlungen und ſeinen letzten Willen; das zweite jedes Spiel mit Karten oder Würfeln, ſelbſt die „Dame“ ſollte nur um „der Ehre“, nicht um „des Gewinnes“ wegen, gezogen werden;

das dritte bestimmte, daß die Gesellschaft wenigstens die Abendstunden jedes Tages gemeinschaftlich zubringen müsse. Ueberträte einer der Erben diese Ordnungen, so verliere er jeglichen Anspruch auf die Rechte und Vortheile, die ihm dem Testament nach aus der Hinterlassenschaft etwa entspringen könnten, für die andern solle die Gesellschaft, bei ihren Vergehungen, eine Strafe festsetzen. Die Scherze, die darüber gemacht, die wunderlichen Strafen, die besprochen wurden, der lachende Himmel der Provence über, der grünende, blühende Garten vor ihnen, der Wein in den Gläsern, die Früchte in silbernen Schalen: die Stimmung verklärte sich in Heiterkeit, es klang wie ein jubelnder Ton in allen Herzen. In dem ganzen Kreise betrachtete nur Simon Riquier, seiner grübelnden, argwöhnischen Natur gemäß, diese Freude, dieses scheinbar so unverstellte Sich-hingeben mit einigem Mißtrauen. Denn wie es auch in der Seele Wattean's stürmte — die Umgebung, der

Feſtjubel der Andern betäubten die ſtille Warnerſtimme, die ſich in ihm, bei den Pauſen der Unterhaltung, erhob und ihm zuflüſtern wollte: bedenke doch nur, was dir geſchehen iſt, ſie haben dich ja alle zum Narren. Sei's darum, rief er da gleichſam in ſich hinein, ſei's darum! Mögen ſie mich doch verſpotten — ſie iſt's! Ich ſehe ſie wieder! Man wird nicht reich ohne Verluſt. So lache, ſchöne Gräfin, lacht, ich bin und bleibe Antoine Watteau. Halb war's Verzweiflung, halb Trotz: ſo hielt er ſich muthig, luſtig, um keinen Preis ſollte Heloiſe noch einmal ſich an dem Schauſpiel ſeiner Verwirrung und Trauer erfreuen, das er ihr auf der Wendeltreppe des Thurms gegeben. Still, ſtreng und verſchloſſen dazuſitzen, war deshalb wieder das ausſchließliche Vorrecht des Arztes. Indeß hatte ſich die Geſellſchaft ſchon an dieſe unliebenswürdigen Eigenſchaften des Mannes, der, wie die Verhältniſſe lagen, trotz der angeblichen Herrſchaft Heloiſen's, der

eigentliche Gebieter und Gaſtgeber in Avalon war, allmälig gewöhnt. Erfreulich war die Stellung Riquier's ſicher nicht, auf alle Fragen zu antworten, dies zu erläutern, gegen jenes Einſpruch zu thun — und oft ſprachen Alle durcheinander in launiger und tollſter Weiſe, wie Reiſende thun, denen auf fremdem Boden ſo vieles fremd iſt, und die nun keine Geduld haben, bis ihre Neugierde wohl oder übel befriedigt wird — dazu gehörte eine unerſchütterliche Ruhe, eine gemeſſene Würde und jener gute Wille, Andern zu dienen, den weder Heloiſe noch Octave in ſich fühlten. Simon's Ernſt ließ ſich von dem Bewußtſein der auf ihm laſtenden Pflichten herleiten, „dazu", ſagte Heloiſe halblaut zu dem Vicomte, der ihr zur linken Hand ſaß, „iſt er beinahe der Schatten meines Großvaters, und das iſt auch kein angenehmes Geſchäft," und der Vicomte dachte: nicht alle Rattenfänger ſind luſtige Geſellen, und der hier gehört zu der ſchlimmſten Art.

Nach manchen Beſprechungen, nach der Abweiſung aller Einwände, entſchied darauf Königin Heloiſe ſo über die Ordnung des Tages. Die Stunden, die noch vom Vormittage blieben, ſollten zu einem Beſuch der Kunſtſammlungen des Marquis benutzt werden, damit Jeder ſich den Gegenſtand auswählte, den er ſich durch ſeine Rede am Sarge des Verſtorbenen erobern könnte. Bis zum Mittagsmahle ſei Jedermann Herr ſeiner Zeit. Nachher, nach gehaltener Sieſta, wollte man nach dem Dorfe reiten, und die ſchönſten Mädchen und Burſchen auf den Abend zu einem Tanze nach dem Schloſſe einladen. Zurückgekehrt würden ſie ſich an der Pansſtatue im Garten treffen und es ſollte erzählt werden. Jeder warf ein Loos in eine Marmorſchale und Fortunio, dem man die Augen verbunden, zog als erſtes das Aiſſé's heraus.

Bei dem Aufbruch nach den Gemächern Sylvain's traf Heloiſe wieder mit Watteau zuſammen;

an der Tafel hatten ſie kein Wort mit einander gewechſelt und ſie wenigſtens keinen Blick zu ihm hinübergeſandt.

„Da hätt' ich des Beſten meiner Unterthanen faſt vergeſſen," ſagte ſie und berührte mit der hohen, weißen Lilie, die ſie auf Aiſſé's Rath als Scepter aus der Blumenvaſe genommen, die Schulter des Malers. „Ich leſe in Ihren Augen eine Bitte, Herr Watteau, und komme ihr zuvor. Es ſteht in Ihrem Belieben, uns nach dem Dorfe zu folgen oder hier zu bleiben und zu malen. Frei ſei der Künſtler und die Kunſt noch freier."

„Dank, Frau Königin."

Nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Voran ſchritt der älteſte Diener des Hauſes, verdroſſen und mit innerlichem Unwillen, daß er die Geheimniſſe ſeines Herrn, an den er mit blinder Anhänglichkeit gefeſſelt geweſen, Alles, was er ſelbſt durch eine ſo lange Reihe von Jahren mit Ehrfurcht

angeſtaunt hatte, einer lachenden, leichtſinnigen und ſpottſüchtigen Geſellſchaft zeigen ſollte. Von dem linken Flügel des Schloſſes, in dem ſie ſich befanden, hatten ſie den Gang zu durchwandeln, der durch das ganze Gebäude lief, um nach den Zimmern zu gelangen, die früher der Verſtorbene auf der äußerſten rechten Seite des Hauſes bewohnt. Bei der Eile, mit der ſie alle vorwärts drängten, waren ſie eher, als ſie es vermuthet, wenn auch nicht als ſie es gewünſcht, an der Thür zu ſo vielen Wundern. Hatte doch der Chevalier d'Aydie, der ſie ja vom vergangenen Jahre her kennen mußte, auf Heloiſens Frage geantwortet, daß manches Werthvolle und noch mehr Seltſames in den Sammlungen des Marquis enthalten ſei. Die erſten Gemächer, in die ſie kamen, genügten mit ihrer einfachen, in den Augen dieſer vornehmen, an verſchwenderiſche Pracht und bunten Glanz gewöhnten Menſchen, faſt ärmlichen Einrichtung den hochgeſpannten Erwartungen nicht und

der alte Ambroiſe, der mit einer in tiefſter Rührung zitternden Stimme ſagte: „auf dieſem Lehnſtuhl hat der gnädige Herr Marquis geſeſſen,“ oder „jene Uhr mit den zwölf Bildern des Thierkreiſes pflegte er eigenhändig aufzuziehen,“ „dieſen Stock führte er, aus jener kleinen goldenen Doſe ſchnupfte er am liebſten,“ mußte ſich, um nicht jedes Troſtes zu entbehren, die Bewunderung Frau Argentinens gefallen laſſen, die auf alle jene Bemerkungen ſchluchzend mit einem: „Und nun iſt er bei alledem todt!“ erwiederte. Ihr erſchien es nämlich die größte Unbilligkeit des Schickſals, daß der Beſitzer ſo vieler Herrlichkeiten geſtorben ſei. Auch die Bibliothek, die der alte Herr mit manchem Opfer zuſammengebracht, fand keine Gnade vor dem Geſchlecht, das ihm nach gefolgt. „Wie viel Staub und Moder!“ riefen Heloiſe und Aiſſé. „Welcher Plunder!“ der Vicomte und Octave. Ambroiſe eilte, ſo raſch es gehen wollte, zu der andern Thür, die Ohren

gellten ihm von dieſen Mißklängen und jetzt ließ ihn auch die immergetreue Frau Argentine im Stich. „Es iſt kein Wunder,“ meinte ſie, „daß er geſtorben. In dieſer Moderluft. Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel daran, mein werther Herr Simon Riquier, ein Beiſpiel!“

„Dies,“ unterbrach ſie Ambroiſe mit erhobenem Ton und lüftete, da er ſchon die kleine Eichenholzthür aufgeſchloſſen, den Vorhang, der ſie noch bedeckte, „dies iſt das Laboratorium des gnädigen Herrn Marquis.“

Ein Ach! des Erſtaunens, des Erſchreckens ... der Herd, der Dreifuß mit eingegrabenen, kabbaliſtiſchen Zeichen, Retorten, Phiolen, dazwiſchen Todtenköpfe, in den Ecken Thierſkelette von eiſernen Stäben feſtgehalten, ein ausgeſtopftes Wunderthier von der Decke, inmitten zweier antiker erzenen Ampeln herabhängend, das d'Aydie für ein Krokodil aus Ägypten erklärte ... das war ein Forſchen, ein Hin- und Herreden, eine Bewunderung.

Machte er Gold? Beſaß er den Stein der Weiſen? „Sicher nicht das Lebenselixir, das goldene Waſſer," behauptete Watteau ohne Widerſpruch zu erfahren, „denn dann lebte er noch und wir wären nicht hier." Simon Riquier lächelte bitter, es blieb unentſchieden, ob über die thörichten Aeußerungen der Andern, unter denen das Wort Watteau's noch nicht das kläglichſte war, oder über die vergeblichen Bemühungen des Marquis, den Geheimniſſen des Lebens und des Sterbens auf die Spur zu treten. Das aber war nun einmal der Zug der Zeit. Sogar Watteau, dem bei ſeiner künſtleriſchen Anſchauung der Welt, in Folge der mangelhaften Bildung, die er in der Jugend genoſſen und die er jetzt, in reiferen Jahren, durch eifrigſtes Leſen, doch nur zum Theil erweitern konnte, dieſe Dinge und Beſtrebungen ſo fern, ſo verſchloſſen und anziehungslos daliegen mußten, wurde in das allgemeine Staunen mit fortgeriſſen. Das eine und andere Fläſchchen mit

Flüſſigkeiten, deren Kräfte er nicht kannte, gefüllt, nahm er von den polirten Ebenholzbrettern darauf ſie ſtanden, ſchüttelte ſie und ergötzte ſich, wie ein Kind an Seifenblaſen, an dem Schäumen der ... „Nicht wahr, alles Gifte?“ fragte er den Arzt, auf eine Reihe Flaſchen zeigend.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Riquier, „das feſtzuſtellen wäre eine Unterſuchung, eine gefährliche Unterſuchung vielleicht nöthig. Sie aber haben da ein beſonderes Fläſchchen in der Hand.“

„Iſt nicht Waſſer, deſtillirtes Waſſer darin?“

„Als Sie es ſchüttelten, bildete ſich ein milchweißer Schaum darauf?“

„Ja.“

„Es iſt auch ein goldenes Waſſer, wie Sie vorhin ſagten, Aqua Toffana.“

Dies Wort, die Erwähnung des ſtärkſten Giftes, — es wurde in Italien zu Perugia zuerſt bereitet — von dem man damals Kenntniß hatte und das durch die in Paris unter Ludwig XIV.

vorgekommenen Giftmorde gerade in der erlauchten Geſellſchaft eine traurige Berühmtheit erlangt, brachte das Geſpräch der Andern im Augenblick zum Verſtummen und wandte ihre Aufmerkſamkeit Watteau und dem Arzte zu.

„Aqua Toffana“ — und Watteau hielt das Kryſtallfläſchchen, das durch einen ſilbernen Stöpſel feſt verſchloſſen war, hoch empor. „Sieh! Sieh! damit könnte unter Umſtänden Manchem geholfen werden, beſſer als mit Reichthum oder Frauengunſt. Vergebung, meine Damen! Allein, allein — es iſt eine ſo bedenkliche Sache um die Liebe und hier iſt Wahrheit. Wer dies trinkt, weiß was er getrunken. Einen ewigen Schlaf.“

„Welcher böſe Geiſt faßt Sie an!“ rief Octave dazwiſchen.

„Sachte, mein Herr Marquis. Im Angeſicht des Todes genießt man erſt recht des Lebens. Beiſpiel iſt der arme Holofernes, dem Judith den Kopf abſchlägt. Die Geſchichte iſt ſo oft gemalt.

Offenbar kannte Judith dies edle Waſſer noch nicht und wußte nicht einmal, daß Küſſe vergiften.“

Leiſe die Schulter zuckend kehrte ſich Heloiſe ab und der Vicomte lachte: „Dieſer Watteau hat die beſondere Tollheit, überall Reden zu halten. Der Regent hat ihn ſchon freundlich vor zu vielem Trinken gewarnt. Doch die Künſtler ſind arm und je ärmer, deſto durſtiger.“

Da fuhr der Maler mit einer jener unerklärlichen Wendungen, die ſeine Zerſtreutheit und zugleich ſeine Unfähigkeit, geordnet zu denken, bezeichneten, in ſeiner erregten Weiſe fort: „Alter Maulwurf Ambroiſe, führe uns nun zum Licht! In die Hallen der Kunſt! Lange genug ſind wir in der Unterwelt geweſen. Meine Herren, wenn die Damen Sie zu ſchmerzlich leiden laſſen, Sie wiſſen jetzt, wo das Heilmittel ſteht. Brett drei, Nummer dreizehn“ — und er ſtellte das Fläſchchen wieder dorthin. „Es lebe der gute Marquis Sylvain von Roche-Noire, der —“

Da traf ihn der Schlag der Lilie.

„Herr Watteau," ſagte Heloiſe, „hat das erſte Geſetz übertreten; er wird zur Strafe die nächſten zwei Stunden ſchweigen."

Unter Aller Gelächter ſenkte Watteau ſtumm das Haupt.

Es war aber, als Ambroiſe jetzt die nächſte Thür öffnete, doch etwas wie eine Erfüllung von Watteau's Worten, als ob man in Wirklichkeit aus dem Tartarus auf die freie Höhe eines Götterberges träte. Ein heller, hochgewölbter Saal nahm ſie auf, deſſen blaue, von goldenen Sternen blitzende Decke allein ſchon gegen die düſtern, rauchgeſchwärzten, von Spinnweben bedeckten Gewölbbogen des Laboratoriums eine himmliſchere Sphäre ankündigte. Vier hohe Fenſter in Rundbogenform ließen der Sonne ungeſtörten Zugang und erlaubten den von ſo mannigfaltigen Gegenſtänden getroffenen und verwirrten Augen, ſich auf den Wipfeln der Bäume, den hellgrünen

Raſenplätzen des Gartens, auszuruhen. Ein Kunſtkenner und Sammler in dem gewohnten Sinne des Worts, mit einer beſtimmt ausgeſprochenen Vorliebe für Bilder, oder Medaillen, Münzen und geſchnittene Steine, war Sylvain nicht geweſen; im rechten Widerſpruch damit hatte er ſeine Neigungen oft gewechſelt und nur eine einzige, die für das Sonderbare bewahrt. Der Saal glich nicht einem geordneten Muſeum, ſondern einem Antiquitätenladen, wo blindwaltend der Zufall die wunderlichſten und koſtbarſten Dinge aufgethürmt. Hier lagen einige Architrave und andere Trümmer, die man in den altrömiſchen Ruinen zu Arles, im Theater und der Maiſon Carrée zu Nîmes gefunden; in einem kunſtvoll geſchnitzten Holzkaſten, auf jenem Tiſch Medaillen, goldene und bronzene, eine nicht geringe Anzahl von Gemmen, darunter in einen Opal geſchnitten der berühmte Kopf der Agrippina, der Mutter Nero's, die man zum größeren Theil bei der

Umpflügung eines Feldes in der Nähe von Marſeille dem Schooß der Erde entnommen. An den Wänden ſtanden auf marmornen Conſolen Büſten, griechiſche Philoſophen, römiſche Kaiſer, doch keine Frauenbilder. Nur in einer Niſche erhob ſich die wohlerhaltene Gewandſtatue einer Göttin. Die Gelehrten der Provence und Languedoc's, denen zuweilen, nach vielen Bitten, von dem menſchenfeindlichen Beſitzer der Zutritt zu ſeiner Sammlung gewährt wurde, ſtritten darüber, ob es eine Ceres, eine Iſis, oder eine Juno wäre. Zwiſchen den Büſten hingen Bilder, meiſt nur Copien, aber einige Originale, Tizian's, Tintoretto's, Landſchaften von Claude Lorrain und Pouſſin, endlich, an ausgezeichneter Stelle, ein Bild von Rubens — mit Auslaſſung einiger Figuren daſſelbe, wie jenes größere Bild, das jetzt in der Dresdener Galerie unter dem Namen „der Liebesgarten" bekannt, die Bewunderung der Welt iſt. Seltſam genug gegen dieſen friedlichen

Schmuck des Saales ſtachen die an den Pfeilern der Fenſter aufgehängten, zu Trophäen vereinigten Waffen ab. Schilde, Helme, Schwerter, in jeglicher Form und Größe, dieſe noch hell glänzend, jene verroſtet; einſam an einem Pfeiler ein kurzes, doppelſchneidiges, römiſches Schlachtſchwert, in deſſen Griff ein blitzetragender Adler eingegraben, und das, unweit Aix's gefunden, dem Marquis die ſtolze Unterſchrift eingegeben: „Schwert des Marius, mit dem er die Teutonen und Cimbern ſchlug.“ Daneben aus fremden Erdtheilen die Bogen und Giftpfeile der Neger, türkiſche Säbel, chineſiſche und japaniſche Meſſer, welche die Miſſionaire der Jeſuiten im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts nach Frankreich geſchickt; eine Roßſchweifſahne und eine osmaniſche Trommel, die ein Verwandter des Marquis bei St. Gotthardt, im Heer des Kaiſers, erbeutet, malayiſche Dolche, und auch die neue Welt war vertreten mit der Federkrone, dem Tomahawk und dem Skalpmeſſer

eines Indianerhäuptlings, von den Ufern deſſelben Fluſſes Miſſiſſippi, woher und woraus der Schotte Law in kühnem Gedankenfluge das Gold zu ziehen hoffte, um die Schulden Frankreichs zu bezahlen. Der Reichthum des Saales war freilich damit nicht erſchöpft. Kryſtallſchalen, Becher, goldene und ſilberne, venetianiſche Gläſer, die feinſten und koſtbarſten Elfenbeinſchnitzereien, alterthümliche Schmuckſachen erregten immer auf's Neue das Wohlgefallen und Entzücken der Frauen, während die Männer die Spitze jenes Dolches, das Viſir dieſes Helmes prüften. Watteau ſtand ſchon längſt, die Arme über einander geſchlagen, in Betrachtung des Rubens'ſchen Bildes verſunken. Das war ja auch ſeine Welt — dieſer Garten, die Statuen, der Springbrunnen, ſcherzende Amoretten, lächelnde Frauen, verliebte Jünglinge. Nur rauſchte hier ein ſtärkerer Strom des Lebens, ein volleres Genießen, dem nicht ſeine eigene Schwermuth und Schwäche der Empfindung

angekränkelt war. Unter das Bild hatte der Marquis geſchrieben: „Utopia, das Land der Narren. Der Weiſe lacht über dieſe Phantaſtereien und bedauert, wenn er ſie ſieht, das jammervolle Menſchengeſchlecht, das daran Vergnügen findet, und mit dem Bau ſolcher Luftſchlöſſer die kurze Spanne ſeines Lebens vertrödelt. Uebrigens gut gemalt und allen Narren zu empfehlen." Während nun die Andern dies und jenes ſich auswählten, im Falle ſie bei dem Redekampf den Preis davontragen ſollten, rührte ſich Watteau nicht von der Stelle. Seine ganze Seele war wie erleuchtet von dem Glanz dieſer Farben, dem Lächeln dieſer Geſtalten. Sogar die Unterſchrift Sylvain's hätte er nicht wegwünſchen mögen, für ſein Empfinden war ſie der letzte Klang, der die Harmonie ſchloß. Es iſt eine Narrheit, dachte er bei ſich, aber die Götter ſelber hätten es nicht beſſer machen können.

„Und Sie, Herr Watteau, was wählen Sie?"

fragte der Vicomte da, der ihn gern dazu verleitet hätte, das Verbot der Gräfin zu übertreten.

Und ſicherlich hätte Watteau mit einem Lobſpruch auf Rubens' Meiſterwerk geantwortet, wenn nicht Heloiſe warnend die Lilie erhoben, ſo beſann er ſich noch im letzten Augenblick und zeigte nur auf das Bild und die Schrift darunter...

„Allen Narren zu empfehlen," las Henri.

Und der Geſellſchaft, die in einem Halbkreis um ihn ſtand, machte der Maler ſeine höflichſte Verneigung, legte die rechte Hand auf den Mund und verließ, den Hut in der linken, den Saal.

An dieſem Tage nun bis um die ſechſte Stunde, wo ſie ſich im Garten vor dem Pansbilde treffen wollten, um vor dem Beginn des Abends die Erzählung Aiſſé's anzuhören, ereignete ſich im Schloſſe zu Avalon auch nicht die kleinſte Begebenheit, die wegen ihrer Unwahrſcheinlichkeit und Tollheit einen Platz in dieſer närriſchen Geſchichte verdiente. Im Gegentheil, es verlief Alles ſo eben und glatt,

wie nach dem gesunden Menschenverstande die Dinge hienieden verlaufen müssen. Das Mittagsmahl war gut, die Reden von gefälliger Heiterkeit gewürzt und, da Watteau sein Trappistenschweigen nicht brach, von allgemeiner Verständlichkeit, es führte nämlich der Vicomte Henri de Rion das Wort und es ist leicht ersichtlich, daß seine Reden nicht aufgezeichnet zu werden brauchen, denn sie wiederholen sich in jeder Gesellschaft bis auf den heutigen Tag. Der Ritt nach dem Dorfe, das etwa eine halbe Meile unterhalb des Schlosses an einem der Bäche lag, die mit der Dürance sich in die Rhone ergießen, wurde von dem schönsten Wetter begünstigt, von einem Himmel, den nicht das leichteste Wölkchen auf Minuten trübte. Mit welchen Ehrenbezeugungen, welchen Huldigungen die erlauchten Herrschaften von den Bauern empfangen wurden, mit welcher Freude die Mädchen die Aufforderung zu dem Tanze am Abend im Garten des Schlosses auf-

nahmen, würde der Erzähler ausführlicher berichten, wenn er nicht fürchten müßte, dieſem Buche, das durchaus nur der Freude und der Tollheit gewidmet iſt, ſeinen Grundton zu rauben; könnte die knechtiſche Demuth, die Entwürdigung dieſer armen, unterdrückten Leibeigenen anders wirken, als mit greller Diſſonanz die liebliche Melodie: „vive la joie! vive la folie!“ zerreißen? So war dies der merkwürdigſte Zufall auf dem Spazierritt, daß die Gräfin ſich von ihrem Vetter wie von dem Vicomte in gleicher Entfernung, und beſtändig in Simon Riquier's Nähe hielt, und da nun Aiſſé und Fortunio, Octave und der Chevalier unzertrennlich ſchienen, ſo blieb der arme Vicomte wiederum auf Frau Argentinen's Unterhaltung und Verkehr beſchränkt. Je weiter ſie ritten, und der Weg, der nur zweien Reitern nebeneinander genügenden Raum geſtattete, dehnte ſich für ſeine Ungeduld und ſein Unbehagen endlos aus, deſto feſter wurde in ihm die Ueberzeugung, daß

nur die ſchleunigſte Flucht aus dem Schloſſe ihn vor größeren Unannehmlichkeiten ſichern könne. Trotz ſeines Eigendünkels geſtand er ſich diesmal ſeine Niederlage ein, Heloiſe hatte ein ſchmähliches Spiel mit ihm getrieben. Sie war im Stande, um die Erbſchaft nicht zu verlieren, den Arzt aus Montpellier zu heirathen. Nach der Hochzeit, ſo wirbelten Henri's Gedanken, die an dieſem Tage ſchon manchen harten Stoß erlitten hatten und jetzt noch von der provenzaliſchen Sonne erhitzt wurden, nach der Hochzeit wird ſie ſich freilich des Fläſchchens, Brett drei, Nummer dreizehn, entſinnen, worüber der verrückte Watteau ſo geſcheute Anſpielungen auf Judith und Holofernes machte... Dieſen Betrachtungen ward zum Glück, wie man ſo zu ſagen pflegt, der Boden unter den Füßen entzogen, als bei einer Biegung der Weg ſich erweiterte und Fräulein Aiſſé ſich zu ihm und Frau Argentine geſellte, da Octave im Galopp vorgeſprengt, und der Malteſerritter mit dem Kna-

ben Fortunio ein Geſpräch angeknüpft. Das Erſcheinen Aiſſé's an ſeiner Seite gab Henri de Rion ſein Selbſtgefühl wieder. Iſt es nicht die Blonde, ſo iſt es Braune — und nach einer verlorenen Schlacht verſchmäht man auch den kleinſten Vortheil nicht. Der Vicomte beſchloß, die Gräfin keines freundlichen Blickes mehr zu würdigen, ſich dafür dem Dienſte Aiſſé's zu widmen — ſelbſt auf die Gefahr hin, nur in echt platoniſcher Weiſe mit einem verſtohlenen Handdruck und einem Kuſſe belohnt zu werden, denn um einen geringeren Preis konnte, nach ſeiner Anſicht, ein Mann wie er ſeine Huldigung nicht verkaufen. Bei dieſer Ausſicht hob ſich ſeine gedrückte Stimmung wieder, er war doch auch wie eine Feder, die der leiſeſte Windhauch emporträgt. Hatte ihn die Gräfin überliſtet, ſo erging es — und das konnte ihm ein Troſt ſein — ſeinem Nebenbuhler Octave nicht beſſer. Weder im Schloſſe noch auf dem Ritte achtete Heloiſe ſeiner, ſie hatte nur für

Riquier oder Fortunio Aufmerkſamkeit und Lächeln. Ueberdies ſchien Octave unter einem ungünſtigen Stern Avalon betreten zu haben. Als ihn in der vergangenen Nacht der Bote Riquier's in einem Dorfe erreichte, wo gerade eine Bauernhochzeit gefeiert wurde, hatte er ſeinen beiden Freunden zugerufen: „Das giebt ein Unglück, habt Acht, das giebt ein Unglück!“ Statt an dem Hochzeitsjubel Theil zu nehmen, wie er und Watteau Willens geweſen, mußten ſie in aller Haſt in die Kutſche ſteigen und im Galopp davon fahren, um noch vor Mitternacht an dem Thor Avalon's zu ſein. In der ärgerlichen Laune, in die der junge Marquis durch dieſen Vorfall gerieth, diente die Zuvorkommenheit Riquier's, der rückſichtsvolle Empfang, den er ihm bereitet, nur dazu, ſeinen Mißmuth zu ſteigern. Verdroſſen war er des Morgens aufgeſtanden, hatte ſich verdroſſen in die Anordnungen Heloiſen's gefügt, ihr kaltes, fremdes Weſen zu ihm, ihre offenbare Bevorzugung eines

Andern, thaten das Ihrige, ſeinen Ingrimm zu ſtacheln; wenn er ſich nicht im Hinblick auf d'Aydie und Watteau, die ſo freundlich ſeiner Einladung gefolgt, aus einer gewiſſen Ehrfurcht vor Aiſſé, zuſammengenommen, längſt hätte er einen Streit, ſei es mit Riquier, ſei es mit dem Vicomte, vom nächſten Baume gebrochen.

So — Feuer unter der Aſche brennend — erſchien die Geſellſchaft wieder im Schloſſe. Ihnen nach ſtrömte faſt die ganze Bevölkerung des Dorfes. Im Schloßhofe und auf dem weiten Raſenplatz vor dem Thor war Raum genug für Alle. In freigebigſter Weiſe wurde, wie Heloiſe es wollte, Wein und Brod an ſie vertheilt. Die erſte Frage der Zurückkehrenden war die nach dem Maler; bei dem Einen mochte ſie aus Theilnahme für ihn, bei dem Andern aus Neugierde entſpringen. Im Grunde enthielt ſie doch das Geſtändniß, daß ihnen Watteau unentbehrlich geworden ſei. Ambroiſe berichtete, daß der Maler

nach dem Fortgang der Herrſchaften eine gute Weile geſchlafen habe und jetzt im Garten ſei und zeichne. In ſeiner Arbeit überraſchten ſie ihn jedoch nicht, wie ſchnell ſie auch hinabeilten, er hatte ſchon ſeine Blätter und Stifte zuſammengepackt. Königin Heloiſe erklärte feierlich ſeine Strafe für beendigt und erloſchen, und man ſetzte ſich in einem Halbrund um die Statue nieder; inmitten, dicht an der Bildſäule, auf einem Seſſel mit Armlehnen, während die Sitze der Andern kleiner und nur mit einer Rückenlehne verſehen waren, thronte Heloiſe, ihr zur Rechten Aiſſé, Riquier, der Vicomte, d'Aydie, zur Linken Fortunio, Octave, Frau Argentine, Watteau. Der ſaß ſo, daß der Rundthurm am Waſſer ihm gerade gegenüber lag und er, wenngleich das Gebüſch den unteren Theil des Gebäudes ſeinen Blicken entzog, die Fenſter des mittlern Stockwerkes, die blumenbeſtandenen, epheuumſponnenen,

deutlich erkennen konnte. Es begann aber, wie verabredet, Aiſſé ihre Geſchichte.

Dieſe Erzählung war ſo einfach wie das weiße Gewand des jungen Mädchens; ſie wurde ſchmucklos vorgetragen, allein die Zuhörer horchten dieſer ſüßklingenden Stimme, wie dem Geſang der Nachtigallen oder einer ſanften Muſik. Aiſſé entſchuldigte ſich, daß ſie nichts Beſſeres zu erzählen wiſſe, als ihre eigene Geſchichte. Die erſten Eindrücke, die in ihrer Erinnerung haften geblieben, waren trauriger und ſchrecklicher Art. Auf dem Sklavenmarkt zu Konſtantinopel erwachte ſie zum Leben und zum Bewußtſein, ſie war ein fünfjähriges Kind. Was vor dieſem Tage geſchehen, als ſie der Sklavenhändler im buntgeſchmückten Kleidchen den Kaufluſtigen feilbot, lag wie ein dichter Nebel hinter ihr. Der franzöſiſche Geſandte bei der hohen Pforte, Herr von Ferriol, den ein Zufall des Weges am Markte vorüber führte, erbarmte ſich der Unglücklichen. Ihn rührte

ihre kindliche Schönheit wie ihr Elend, er zahlte den hohen Preis, den der Sklavenhändler für sie forderte. Und was nun Ferriol von ihm über die Herkunft und die Schicksale des Kindes erfuhr, erhöhte noch sein Mitleid und seine werkthätige Liebe. Der Händler aber hatte etwa vor einem Jahr das Mädchen zu Trebisonde erstanden. Dort ist ein großer Markt, zu dem die halbe Levante strömt. Die Korsaren- und Sklavenschiffe, die das schwarze Meer durchschneiden, landen dort, ihre Beute zu verkaufen. Auf einem derselben befand sich Aissé. Eine Stadt an der Westküste Kaukasiens hatten die Seeräuber überfallen, geplündert; nach heftigem Kampfe eroberten sie auch das Schloß des Fürsten. Männer und Frauen, die ihnen auf den Treppen, in den Gemächern entgegen kamen, starben unter ihren Säbeln. In einem der entlegenern Zimmer des Palastes trafen sie ein Kind, allein, auf einem persischen Teppich liegend. Seine Wärterin hatte es verlassen, viel-

leicht war ſie im Gewühl getödtet worden wie ſeine Mutter. Aus dem goldgeſtickten Hemdchen, das es trug, ſchloſſen die Räuber, daß es die Tochter des Fürſten ſein müſſe. In ihrem Führer erwachte das Erbarmen, er nahm ſich des Mädchens an, weiter freilich, als daß er ihr das Leben gerettet, ging ſeine Menſchlichkeit nicht, er dachte nur daran, den größten Vortheil aus ſeiner ſcheinbar guten That zu ziehen. Auf dem Markt von Trebiſonde ſtellte er ſie zum Verkauf. Dies erzählte der Sklavenhändler dem Herrn von Ferriol. Von der Stunde, wo dieſer ſie in ſein Haus aufgenommen, behandelte er ſie wie ſeine Tochter. Er ließ ſie nach franzöſiſcher Sitte erziehen und nannte ſie Aiſſé, im Arabiſchen aber bedeutet Aiſſa Jeſus. Aiſſé's lebendiger, leichtfaſſender Geiſt lebte ſich um ſo ſchneller und vollſtändiger in dieſe Formen, dieſe Sprache und Denkweiſe ein, je weniger andere Anſchauungen und Begriffe ſchon Beſitz von ihm genommen hatten.

Sie konnte ſich mit Recht eine Tochter Frankreichs nennen. Als Herr von Ferriol von ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel abberufen wurde, begleitete ihn Aiſſé nach ſeiner Heimath, nach der ſie eine ungeſtüme Sehnſucht zog, als wäre es ihre eigene geweſen. Mit ihrer Ankunft in Frankreich, in Paris hatte ihr Leben den abenteuerlichen Glanz verloren, „ſeitdem," wie ſie ihre Erzählung ſchloß, „bin ich ein Mädchen geworden, wie Alle."

Anders nahm ſich dieſe ſchlichte Geſchichte in dem Munde Aiſſé's aus als hier in kahlen Buchſtaben, ſchwarz auf weiß. Wie mit einem neuen Schimmer umſtrahlte das Unglück dieſe Stirn, die ſchon die Glorie der Tugend umgab. Und ſo farbenreich und ſicher hatte ſie dieſe wechſelnden Scenen zu ſchildern gewußt! Der Dank, den ihr die Königin ausſprach, hatte auf den Lippen Aller gelegen. Dem jungen Fortunio und Frau Argentinen waren wiederholt die Thränen in die Augen getreten. Und nun, nachdem Heloiſe ge-

redet, hatte noch bald Dieſer, bald Jener ein Anderes zu fragen, ein Wort des Lobes, eine Bemerkung, die er nicht für ſich behalten wollte. Nur Watteau und d'Aydie verharrten in ihrem Schweigen. Den Malteſer bewegte die innigſte und zarteſte Empfindung, ſie laut werden zu laſſen, wäre ihm wie eine Entweihung erſchienen. Watteau dagegen träumte nur ſeinen eigenen Traum, für ihn, in ſeiner künſtleriſchen Selbſtſucht, hatte Aiſſé allein als eine Geſtalt ſeines Bildes, als eine Anregung ſeiner Phantaſie Werth, wie hoch er ſie ſchätzte und verehrte, ſeinem Herzen blieb ſie fremd. Sie herrſchte über ſeine Einbildung, nicht über ſein Gemüth. Ihm war es, als ſeien die Leiden und Gefahren, von denen ſie erzählt, nicht ein Theil der Aiſſé, die er kannte, als berührten ſie dieſelbe gar nicht. Das Ideal, das er ſich aus ihr gebildet, ſchwebte über Zeit und Raum und dem Elend der Sterblichkeit. Zumeiſt aber entſprang ſeine geringe Theilnahme

an Aiſſé's Geſchichte aus ſeiner Unaufmerkſamkeit und Befangenheit. Um die Erinnerungen, die ſchmerzlichen Eindrücke zu vergeſſen, die ihn am Morgen unabläſſig gepeinigt, hatte er ſich leidenſchaftlich in die Arbeit geſtürzt. Anfangs ging ſie ihm ſchwer von der Hand, die rebelliſchen Gedanken wollten ſeinen Geiſt nicht freilaſſen. Zuletzt ſiegte dann ſein Wille, die Gewohnheit des Schaffens. Die Wiederkehr der Andern, die ſich neigende Sonne hatte ihn wohl an der Fortſetzung ſeiner Zeichnung, doch nicht an dem innerlichen Fortarbeiten und Ausmalen hindern können. Nur widerſtrebend lieh er Aiſſé'n ein halbes Ohr. Die Schatten der Abenddämmerung, ihre Farbentöne und Wolkenbildungen ſchlangen um ihn ihre magiſchen Bande. Und wie er nun ſo bald gen Himmel, bald in die Tiefe des Gartens ſchaute, fielen ihm auch die hellen Fenſter des Thurmes, goldſchimmernd, ſein Auge faſt blendend auf. War das eine nicht geöffnet? Streckte ſich nicht eine Hand vor,

die Blumentöpfe auf dem Geſimſe zu begießen, eine Epheuranke, die der Wind losgeriſſen, wieder zu befeſtigen? Neigte ſich nicht mit halbem Oberkörper eine Geſtalt über die Brüſtung, raſch, wie es ſchien, von einer hinter ihr ſtehenden zurückgezogen? Vielleicht war es eine Täuſchung — vielleicht in Wirklichkeit eine alte Frau, eine langjährige Dienerin des Schloſſes, der man dort ein Aſyl für ihre letzten Lebenstage gegeben. Dennoch, wäre er allein geweſen, würde ſich Watteau dem Thurm genähert haben, um ſich zu überzeugen, wem dieſe Hand angehörte, die noch immer zwiſchen den Blumen und dem Epheu ſchaffte. Aber ein Unſichtbares hielt ihn feſt auf ſeinem Seſſel, es drängte den Ausruf der Verwunderung von ſeinen Lippen zurück. Wenn er ſeine Zurückhaltung indeß nur der Gegenwart der Andern zuſchrieb, ſo kannte er ſich entweder nicht oder betrog ſich ſelbſt. In ihm war eine dunkle, ungewiſſe Furcht, angeregt von den räthſelhaften Worten Riquier's, gewachſen

bei der Erwähnung Mariens, ſeitdem er die Gräfin geſehen; er fing an Alles in dieſem Schloſſe mit argwöhniſchen Augen zu betrachten, er ſcheute ſich eine Frage zu thun und ...

Die Gräfin redete ihn an: „Und Sie ſchweigen, Herr Watteau? Sie haben keinen Dank für Fräulein Aiſſé?“

„Das Fräulein kennt wie Gott meine Geſinnung. Ich bin ein Trappiſt, nicht durch Gnadenwahl, ſondern auf Ihren Befehl, Frau Gräfin. Das iſt alleins; ich habe die Schweigſamkeit liebgewonnen.“

Wieder blickte er nach dem Fenſter und da der Sonnenglanz ſich im Ausglühen gemildert, konnte er länger und ſchärfer hinſehen und glaubte nun an der Geſtalt jugendliche Formen zu erkennen. Noch ſtarrte er im wachen Traume hin, als Fortunio mit einem ängſtlichen Schrei aufſprang. Die ganze Geſellſchaft kam in Bewegung. Der Knabe kämpfte mit dem Anfall einer Ohnmacht.

Ihre Riechfläſchchen boten ihm die Frauen, doch drängte ſie Riquier ſanft zurück und faßte die Hand Fortunio's. Dieſe Berührung des Freundes wirkte beruhigend. Und da erklangen, als wollten auch ſie ſeine Lebensgeiſter erwecken, vom Schloſſe her die Töne der Flöten, Zithern und Mandolinen — Fortunio öffnete die geſchloſſenen Augen, es war zufällig, daß er wie Riquier und Watteau nach dem Thurme ſchauten. Der lag ſtill und öde, das Fenſter war geſchloſſen, die Geſtalt verſchwunden.

Alle brachen auf, dem buntgeſchmückten Zuge der Bauern und Bäuerinnen entgegen.

„Haſt Du gewählt?“ fragte Heloiſe noch verſtohlen die Freundin.

Aiſſé ſchüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung, darüber glitt ihr der Shawl von den Schultern und d'Aydie, der nur einen Schritt hinter ihr ſtand, ergriff ihn am Zipfel. Das junge Mädchen erröthete in der Beſorgniß, der

Ritter hätte die Worte der Gräfin vernommen und ihren Sinn unſchwer errathen. Doch d'Aydie war, als ſie das Tuch aus ſeiner Hand nahm, kaum weniger als ſie befangen, und die muthwillige Heloiſe mochte Recht haben, wie ſie lachend rief: „Gott Amor's Finger!“

Zwiſchen dem Mittelgebäude Avalon's und dem eigentlichen Garten dehnte ſich ein weiter, grüner Raſenplatz aus, an deſſen einem Ende ſich ein alterthümlicher Ziehbrunnen befand. Ohne Gebüſch und Baum, durch die Nähe des Waſſers immer friſch erhalten, glich der Platz einer Wieſe. Man konnte keine glücklichere Stelle für einen ländlichen Tanz finden. Nach der Seite des Gartens hin erhoben ſich hochſtämmige, ſchlanke Platanen, unter dem Schutz ihrer Zweige nahmen die Herrſchaften Platz. Vor den Gebäuden des Schloſſes hatte man Bänke für die ermüdeten Tänzer, Tiſche mit Erfriſchungen aufgeſtellt. Die Muſikanten ſaßen auf den oberen Stufen der

Treppe, die zur Terraſſe führte. Purpurn und golden leuchtete der Himmel im Abendroth darüber. Mit dem Eintritt der Dunkelheit ſollten Wachsfackeln den Raum erhellen.

Eine Stunde und länger gewährte es ihnen Vergnügen, der lauten Fröhlichkeit und den Tänzen der armen Leute zuzuſchauen. Selbſt daran Theil zu nehmen, ſcheuten ſich nur Octave und Fortunio nicht. Den Jüngling riß die Luſt, der Drang nach freudiger Bewegung hin, Octave handelte unter dem Einfluß ſeiner verbitterten, trotzigen Stimmung. „Ich will ihr zeigen, wie ſo gar nicht ich mich um ſie kümmere,“ dachte er, mit einem Blick auf Heloiſe, und wählte die ſchönſte der Bäuerinnen zu ſeiner Tänzerin. Anfänglich war Alles, in Gegenwart der gnädigen Damen und Herren, ſteif und ungeſchickt gegangen; als ſich aber Fortunio und der Marquis zu ihnen geſellten, bekamen die Armen Muth und die Freude wurde nun erſt Freude. Ob ſie bis an Heloiſen's

Herz drang? Sie war in ein halblautes Gespräch mit Riquier vertieft, das sie ausschließlich und angenehm zu beschäftigen schien. Zuweilen lachte sie überlaut über die tollen Sprünge eines Burschen, um ihre schönen Zähne zu zeigen. Zuweilen versank sie in träumerisches Sinnen, um dem neben ihr Sitzenden den feuchten, schwimmenden Glanz ihrer Augen gewahren zu lassen. Die Meldung Ambroise's, daß die Abendtafel zugerichtet sei, unterbrach ihr Spiel. Octave und Fortunio wurden vom Tanz zurückgerufen.

Als sich das Mahl seinem Ende näherte, gelang es dem Arzt, ohne sonderlich Aufmerksamkeit zu erregen, Fortunio in eine Fensternische zu ziehen.

„Wie ist Dir, mein Kind? Schone Dich doch, Du tanztest nach Deiner Ohnmacht von vorhin zu viel."

„Der Schreck ist ja vorüber, Herr Riquier," entgegnete der Knabe flüsternd. „Und es lief ohne Gefahr ab."

„Welche Gefahr?“

„Sie war am Thurmfenſter, ſie . . .“

Wie im Scherz hatte Simon ſeine Hand ergriffen und drückte ſie heftig. „Am Fenſter? Sie! — Sah's außer Dir noch Jemand?“

„Nur der Maler.“

„Genug.“

Erleichtert athmete Riquier auf und die ſchwere Falte, die ſich dicht über ſeinen Augenbraunen gebildet, verzog ſich wieder, ſein Antlitz war ſo undurchdringlich und unerforſchlich, wie vorher.

An der Tafel machte eben der Vicomte den Vorſchlag, auf einen der nächſtfolgenden Tage die adeligen Gutsbeſitzer und die Edelleute aus der Umgegend zu einem Maskenball nach dem Schloſſe einzuladen, mit ihren Frauen, Töchtern und andern weiblichen Verwandten, denn es ſei ungerecht, die Bauern zu bewirthen und die Adeligen nicht; ihnen ſelbſt würden dieſe guten Leute aus der Provinz, mit denen ſie doch, da ſie beinahe ihres

Gleichen wären, beſſer reden und verkehren könnten, als mit Bauern, durch ihre altmodiſchen Staatskleider, ihre lächerlichen Ausdrücke, die unter Ludwig XIV. für fein und vornehm gegolten hätten, ihr Benehmen und ihre Höflichkeit von ehemals einen unverſiegbaren Stoff zur Unterhaltung und zum Gelächter bieten. Er gerieth, als er die Stutzer aus der Provinz ſchilderte, in eine gewiſſe ſatyriſche Beredſamkeit, die auf die Gräfin, Watteau und den Arzt, die drei, die ihm eigentlich nur zuhörten, um ſo ergötzlicher wirkte, je mehr Züge in dem Bilde, das er mit ſolcher Wahrheit entwarf, wider ſeinen Willen ihm ſelber glichen. Am lebhafteſten ging Heloiſe auf den Plan ein, aber ihrer Herrſchaft gehörten nur noch zwei Tage und in dieſer Friſt ließen ſich die Vorbereitungen zum Feſte nicht ausführen. Wenn es überhaupt zu Stande kam, mußte es an einem der Tage gefeiert werden, über deren Ordnung Octave oder Riquier zu verfügen hatten.

In den Arzt wagte die Gräfin nicht ernſtlich zu dringen, ſo blieb nur Octave. Der hatte, am Fenſter ſtehend und nach dem Raſenplatz hinunter blickend, auf dem die Bauern ihren Tanz wieder begannen, an den jetzt, der Aufſicht der Herrſchaft ledig, ſich die Diener und Mägde des Hauſes anſchloſſen, einen alten Kriegsmarſch ſeiner Feinde, der Kaiſerlichen aus der Turiner Schlacht, der als Deſſauer Marſch auch ſeinen Weg durch die Welt machen ſollte, einen glorreichen Weg, auf den Scheiben immer lauter getrommelt und wandte ſich erſt nach wiederholtem Ruf ſeiner Couſine zu der Geſellſchaft zurück. Soldatenerinnerungen, Lagergeſchichten mochten in ihm erwacht ſein, der Lärm der Trommeln ihm im Ohre klingen: ein kriegeriſcher Zug lag auf ſeinem Geſichte, der ihm männliche Schönheit und Würde verlieh. Der ſpöttiſch herausfordernde Ton, den Heloiſe den Tag über gegen ihn angenommen, verwandelte ſich davor in einen ſchüchternen und bittenden

„Meine Couſine," antwortete ihr Octave auf ihre Frage, „der Vorſchlag des Herrn Vicomte hat meinen Beifall, auch wenn er mir weniger liebenswürdig gemacht worden wäre. Er verſpricht, die ſchauerliche Langeweile, die uns Alle in dieſem Neſte angähnt, in luſtiger Weiſe aufzuſtören. Könnten wir dieſe würdigen Leute doch ſchon morgen um uns verſammeln! Allein ich kenne ſie nicht und die Hauptſache: iſt uns ſolch' Feſt nach den Vorſchriften unſers verſtorbenen Verwandten erlaubt?" Hier wiegte Simon Riquier bedächtig mit dem Kopf hin und her. „Mein gelehrter Vetter," fuhr Octave nach dieſer Bewegung fort, „theilt meinen Zweifel. Denn die Abſicht eines gewiſſen Mannes, den ich nicht nennen darf, ging ſicherlich dahin, daß die neun Unglücklichen, die ſich nach Avalon locken ließen, ſei's aus Gewinnſucht oder aus Hang nach Vergnügen, einer nach dem andern vor Langerweile ſterben, im beſten Falle dieſe Mauern fliehen ſollten. Das iſt

in ſchönſter Uebereinſtimmung mit ſeinem Menſchenhaß und ſeiner Philoſophie. Er wollte uns hier die große Enttäuſchung erleben laſſen. Deſeñgano, ſagen die Spanier. Ich trinke darauf!"

„Mein hochgeborner Herr Vetter," erhob ſich Riquier. „Ich traue dem gewiſſen Manne ſolche heimtückiſche Abſichten nicht zu und bin eher geneigt, dieſe neun Tage für eine Prüfungszeit zu halten, in der wir uns an einander gewöhnen und unſere Schwächen mit gegenſeitiger Großmuth und Geduld ertragen lernen ſollen. Ein Bild der Menſchheit im Kleinen, die ſo allmählich auch zur Duldung und brüderlichen Geſinnung heranreift. Wie dem aber auch ſei, ich bin im Gedanken alle Anordnungen des Verſtorbenen durchgegangen und glaube, es ſteht unſerm Feſte keine im Wege. Nur werden wir freilich nicht, wie der Herr Vicomte will, über unſere Gäſte lachen dürfen, das verbietet ſchon die Gaſtfreundſchaft."

In dem Ton des Arztes, in ſeiner Ernſthaf-

tigkeit allein lag etwas, das eine ſo empfindliche Natur wie die des Vicomte reizen mußte; um jeden Streit zwiſchen Beiden darum im Keime zu erſticken, warf die Gräfin, noch ehe Henri die Lippen geöffnet, ein: „Das iſt ja nur im Scherz geſchehen, mein werther Vetter. Ich wette, der Vicomte erobert an dem Tage die Herzen aller Damen, der jungen wie der alten.“

„Alſo das Feſt haben wir,“ rief Octave. „Wer unſere Einladung verdient, wird der alte Ambroiſe wiſſen. Für Decorationen ſorgt Watteau, die Koſten übernehme ich.“

„Bitte, es iſt billiger, daß die Koſten der Erbe zahle,“ entgegnete Riquier.

Auf dieſe Bemerkung ſahen ihn alle an, er hatte das Wort „Erbe“ ſo eigenthümlich geſprochen. Aber der Marquis ſchlug trotzig mit der Hand auf den Tiſch. „Nein, ſage ich. An jenem Tage bin ich König und trage die Koſten meiner Herrſchaft.“

„Wie Sie es wünſchen;“ ſagte Simon, Heloiſe glaubte ein Lächeln der Befriedigung in ſeinem Geſicht zu gewahren.

Noch wurden einige Verabredungen getroffen, Frau Argentine mit ihrer Müdigkeit, die ihr ſchon ein und ein anderes Mal die Augen geſchloſſen, Watteau mit ſeiner Schweigſamkeit geneckt...

Wilder, voller, verlockender rauſchte unten die Muſik, Kaſtagnetten klapperten dazwiſchen, dunkler glühten die Fackeln.

„Ich entlaſſe Sie für heute,“ ſagte Heloiſe aufſtehend. „Mein Vetter von Roche-Noire kann ſeine Ungeduld, aus unſerer langweiligen Nähe fortzukommen, nicht mehr verbergen. So geht, Jeder nach ſeinem Wunſch; wie's Euch gefällt.“

Sie hatte doch einen fürſtlichen Anſtand, mit dem ſich eine bezaubernde Huld verband, als ſie ſich zu Riquier wandte: „Sie freilich müſſen mir folgen, ich habe noch mit Ihnen zu reden.“

Drei Geſichter verwandelten ſich da: Octave's,

Henri's und Simon's. In dem einen wetterleuchtete es vor Zorn, Verdruß verfinſterte das andere und über die Züge des Arztes zuckte ein Strahl — es konnte Hoffnung, aufkeimende Neigung, es konnte aber auch nur die Freude über das Gelingen eines boshaften Planes ſein.

Er hatte der Gräfin noch nicht den Arm geboten, da ſchüttelte Octave ſchon Fortunio an der Schulter: „Heda, Signor, träumt Ihr? Habt Ihr nicht gehört, daß wir frei ſind? Unſere Tänzerinnen erwarten uns. Es leben die ungeſchminkten Geſichter, kommt!“ Und ſo zog er den Jüngling lachend mit ſich fort.

Und es gingen Aiſſé und d'Aydie, Heloiſe und Riquier; Frau Argentine wünſchte „gute Nacht!“ und in dem leer gewordenen Saal, bei den trüber brennenden Kerzen, blieben der Vicomte und der Maler allein.

„Dieſe Schlange! Und ich habe mich wie ein

Gimpel fangen laſſen! Eine abſcheuliche Geſchichte!“ murrte Henri de Rion.

„Pah, Vicomte, laßt ſie doch mit dieſem ledernen Burſchen davongehen. Faſſung! Und dann — was ſucht Ihr hier Großes? Ein Abenteuer, ein Mädchen“ ...

„Ihr beſchwört ſie wohl aus der Erde herauf?“

„Ja. Geht nach dem Thurm.“

„Zu der Wahnſinnigen? Die gehört Euch, Watteau, Gleich zu Gleich.“

„Es war eine ſchöne, weiße Hand, bei meiner Künſtlerſchaft! Weiche, gefällige Formen! Und toll? Nun, Vicomte, es wird keiner von uns ſo eitel und ſo herzlos ſein, ſich für vernünftig zu halten. Vernünftig ſind nur die Flaſchen und das ausgeſtopfte Krokodil des verſtorbenen Marquis. Nach dem Thurm! Wollt Ihr mit?“

Henri war in ſolch' wilder Laune, daß er ſeine ariſtokratiſchen Grundſätze vergaß, ſich nicht der Geſellſchaft eines Plebejers ſchämte und Reden

von ihm hinnahm, die er zu Verſailles mit einem Schlag ſeines Stockes beſtraft hätte.

„Da bin ich. Aber trinken wir noch ein Glas, die Nachtluft iſt feucht.“

„Stoßt an!“

„Ich trinke auf Holofernes, er iſt einen ſchönen Tod geſtorben.“

„Auf Holofernes!“

VI.

Am nächſten Tage ging die Sonne ſo golden über Avalon auf als an dem vorhergehenden, aber die Geſellſchaft war nicht mehr dieſelbe. Sie hatte ſich in zwei Parteien geſpalten; die eine war von dem Aufenthalt im Schloſſe entzückt, die andere verwünſchte ihn, und wenn der gute Marquis Sylvain von Roche-Noire auch durch ſeine Befehle und die Furcht, die Erbſchaft zu verlieren, die Zungen der Unzufriedenen hatte binden können, die Herzen fügten ſich ihm nicht und erhoben ganz leiſe den härteſten und bitterſten Tadel gegen ihn. Wer dieſer Geſchichte theilnahmsvoll bis hierher gefolgt, weiß, daß Fortunio, d'Aydie, Aiſſé und Frau Argentine zu den Glück-

lichen und Vergnügten gehörten. Sie wünschten so wenig, Fortunio und d'Aydie nichts als Aiſſé zu ſehen, ihr frohes Gelächter zu vernehmen, neben ihr zu wandeln und zuweilen ihre Hand zu berühren, und Aiſſé genoß den Sonnenſchein und die Freiheit, Frau Argentine die Ruhe und das vortreffliche Eſſen — ſie waren alle vier ſo ſtille, beſcheidene, beſchauliche Seelen. Schon in dem Gedanken ihrer Verſchollenheit, ihres einſamen Daſeins in dem blühenden Garten, dem prächtigen Schloß, jetzt an dem unbewölkten Himmel, an dem See, jetzt im Beſchauen der Kunſtwerke und Seltenheiten in der weiten, freien Halle fanden ſie eine immer neue harmloſe Freude.

Ihnen gegenüber ſtanden die Mißvergnügten: Henri und Octave.

Wie der Vicomte lange nach Mitternacht in ſein Zimmer hinaufgekommen war — nämlich welchen Weg er gegangen und in welcher Stimmung — davon beſaß er beim Erwachen nur die

eine Erinnerung, daß er auf den Stufen der Treppe, denn eine Treppe war er hinaufgestiegen, oft stillstehend sich vor die Stirn geschlagen und etwa diesen Gedankengang gehabt: Holofernes war ein Esel, der Vicomte Henri de Rion ein größerer, aber der Wein verdiente jedes Lob und Watteau hatte offenbar zu viel getrunken. Diese seine letzte Meinung vor seinem Einschlafen war seine erste beim Erwachen. Die Geschichte von der Dame im Thurm, die sie beide, wie irrende Ritter, befreien wollten, hatte ihnen, wie das ja seit dem berühmtesten und hochherzigsten der ganzen Ritterschaft, Don Quijote von La Mancha, allen Edeln, den Vertheidigern der Witwen, Waisen und verzauberten Prinzessinnen, zu geschehen pflegt, nichts als einige Beulen am Kopf und dem Vicomte überdies eine Verletzung am Fuß eingetragen, die ihn zum Hinken zwang. Daher, sagte er sich jetzt am Morgen, dein häufiges Stillstehen! Diese abscheulichen Steine! Bis

zu dem Thurm am See waren er und Watteau ohne sonderliche Gefahr und Beschwer gekommen. Daß der Vicomte in der dunklen Allee seinen Hut verloren, Watteau über Baumwurzeln gestolpert, daß sie einigemal eine unsanfte Berührung von den Bäumen erhalten, konnte tapfere Männer weder erschrecken noch verdrießen. Das erste Hinderniß, das sie stutzen ließ, war die fest verschlossene Thür des Thurms. Watteau behauptete zwar, alle Thürme müßten offen sein, der Vicomte dagegen bewies aus der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker, daß alle Thürme verschlossen wären: hierüber geriethen sie in einen lebhaften Streit, wo denn nun eigentlich die Vernunft läge, in dem Verschluß oder in der Oeffnung. Hin und her redend neigten sie sich dahin, daß es für die draußen Stehenden das Vernünftigste wäre, anzuklopfen. Das thaten sie nach Kräften, aber vergeblich. Im Thurm regte sich Nichts, da stand er ruhig, still, von Stein, über seine

Zinnen irrte das Mondlicht hin. In dieſem Dämmerſchein bemerkte der Vicomte [illegible]er Mauer einige vorſpringende Steine, Abſ[illegible] vorſtehende eiſerne Klammern und in ſeiner kriegeriſchen Wuth, ärgerlich, daß er ohne Erfolg abziehen ſolle, fing er an, auf ihnen hinanzuklimmen, in der Hoffnung, ſo die Fenſter zu erreichen. Wie viele Fenſter hatte Henri nicht ſchon erſtiegen; allein vertraue nur einer der liſtigen Dame Fortuna, in dieſem Augenblick, wo er ſie und ihre Gunſt ſo nöthig brauchte, verließ ſie den Vicomte. Er ſtürzte von dem erſten Steine auf den Raſen herab und verrenkte ſich den Fuß, hinkend, auf Watteau's Arm geſtützt, ſchleppte er ſich zum Schloſſe. Dies war das nächtliche Abenteuer Henri's und nach dem Unglück, kein Geld zu haben, giebt es kein verdrießlicheres, als bei einer viel verſprechenden Ritterfahrt ſo von dem Schickſal genarrt zu werden. Der leidige Troſt Watteau's, daß der große Alexander von Macedonien gehinkt und der erlauchte

Herzog von Maine, der Sohn Ludwig's XIV. und der Athenais von Monteſpan noch hinke, half dem Vicomte weder über die Schmerzen ſeines Fußes, noch über die Kränkung ſeines Stolzes weg. Wie hoch ſeine Verſtimmung geſtiegen war, erkannten alle, als ſie ſich im Saal zu gegenſeitigem Morgengruß zuſammenfanden. Mit einem Buche in der Hand, leſend trat der Vicomte ein. Er hatte ſich einen Band von Michel Montaigne's „essais“ aus der Bibliothek holen laſſen und ſtudirte ſeit einer Stunde das elfte Kapitel des dritten Buches, das überſchrieben iſt „des boiteux“, von den Hinkenden, ſtudirte — denn dreierlei machte ihm Schwierigkeit: das alterthümliche Franzöſiſch, die eingeſtreuten lateiniſchen Verſe und die eigenthümlichen Gedanken des Autors, denn nichts von dem, was der Vicomte erwartete, ſtand darin.

Hatte Henri's Unzufriedenheit einen wehmüthigen und entſagenden Zug, der auf die Zuſchauer ſeine komiſche Wirkung nicht verfehlte, ſo war

Octave dagegen ganz Zorn und Groll. So eifrig hatte Heloiſe mit Simon unter den Platanen geſtern geredet, ſo vertraut und ſo lange, daß er an dem Vorzug, den ſie dem Arzte vor ihm und allen Andern gab, nicht mehr zweifeln konnte. Auch wenn er ſeine Couſine nicht geliebt, und er redete es ſich ein, daß er keine Liebe für ſie empfände, ſo hätte ihr Benehmen ihn ſchon darum erzürnt, weil ihre Freundlichkeit einem Manne galt, den er haßte, einem „trockenen Schleicher,“ der ihn wahrſcheinlich um ſein Erbe gebracht. Und dennoch mußte er an ſich halten und ſeine heißblütige Natur zügeln; ſtechende Blicke und ſpitze Worte hatten Heloiſe wie Simon an dieſem Morgen freilich genug von ihm zu hören, der Vicomte eine höhniſche Bemerkung, die Bedauern über ſeinen Unfall und Bewunderung ſeiner Gelehrſamkeit ausſprach. Wie ein Unwetter kam Octave, die Unbetheiligten, wie Aiſſé und Fortunio, zitterten, daß es in Blitz und Donner ſich entladen

würde, und athmeten freier als er den Maler in eine Fensternische zog und ein Gespräch über die Ausschmückung der Säle zu dem Ballfeste mit ihm anknüpfte; Ambroise war seit mehreren Stunden mit der Ausfertigung der Einladungsbriefe an die adeligen Familien der Nachbarschaft beschäftigt, denn um die Mittagszeit wollte sie der Marquis in Händen haben und durch reitende Boten umhersenden.

Zwischen diesen beiden so bestimmt ausgesprochenen Gegensätzen des Mißvergnügens und der Freude standen Heloise und Watteau etwa in der Mitte, bald hinüber, bald herüber gezogen. Der Kälteste, der Beobachter war wie vorher Simon Riquier, der blieb von allen solchen Empfindungen ungerührt und schien nur den einen Gedanken an die Erbschaft zu haben. Das Schloß, die Million — die Gewißheit, daß er sie erhalten würde, ließen ihn geduldig die Stunde der Testamentseröffnung abwarten und die Gegen-

wart der Andern in Avalon ertragen. So unrecht hatte Henri mit seiner „Mausefalle“ nicht; sie waren die Mäuse und Simon der Kater, der lustig mit ihnen spielte und sie ängstigte, ehe er sie zerriß. Augen hatte der Arzt wenigstens, denen nichts entging. Er war der erste, der an Watteau's Hut eine kostbare Agraffe bemerkte, die gestern nicht daran gewesen.

„Welch' reichen Schmuck haben Sie da,“ sagte er freundlich, „zeigen Sie doch einmal her, [illegible]r Watteau.“

Wenn Simon's olivengrünes Gesicht sich zum Ausdruck der Liebenswürdigkeit zwang, erschien er doppelt gefährlich; Niemand hätte sich da geweigert, sein Verlangen zu erfüllen.

Schweigend reichte ihm Watteau den Hut. Die Agraffe glich einem Stern, acht Brillanten um einen Rubin; ein ausgeblaßtes, blaues Seidenband war darum geschlungen.

„Ein Damengeschenk?“ frägte Simon.

Erſt bei dieſem Worte ſchauten Heloiſe und Aiſſé neugieriger auf das Kleinod, Henri ſie nicht beachtend las in ſeinem Montaigne „von den Hinkenden“ eben eine Anekdote, die ihn reichlich für ſeine Schmerzen und die Mühſamkeit ſeiner Lektüre entſchädigte, und gerade, als er darüber in ein tolles Gelächter ausbrach, antwortete Watteau auf Riquier's Frage: „Gewiß, das Geſchenk einer Frau, und was noch gewiſſer iſt, einer treuloſen.“

Dieſe Entgegnung, Henri's Lachen und das Hereinſtürmen Octave's waren gleichſam ein dreifach ſchützender Schleier, der Heloiſen's Erbleichen, bei dem unerwarteten Anblick der Agraffe, verbarg. Als Watteau geſtern im Thurm wie aus der Erde geſprungen, vor ihr geſtanden, war ihr Erſchrecken geringer geweſen; der Glanz dieſes Rubins ſtach ſie in's Herz. Bebend lauſchte ſie, ob Octave ſeinen Blick auf das Kleinod richten würde, der aber war nicht in der Laune, ſeine Aufmerkſamkeit einem Hute zu ſchenken — und

ſo ging der Vorfall ohne Folgen vorüber ... oder doch nicht ohne Folgen, denn es brannte in Heloiſen's Auge und ſiedete in ihrem Blute.

Bald nachher wurde die Geſellſchaft durch das Auftreten einer neuen Perſon überraſcht, die als die wichtigſte bei der Entwickelung der Komödie die größte Theilnahme für ſich fordern durfte.

Es fuhr nämlich in der elften Stunde des Morgens Herr Martin Renard, Notar und Advokat am Parlamentshofe zu Aix in der Provence, in einer altmodiſchen Kutſche in Schloß Avalon ein. Dieſem würdigen Mann, wenn eine Allongenperücke aus dem Jahre des Ryswicker Friedensſchluſſes und viele Runzeln im Geſicht Würde verleihen können, hatte der verſtorbene Marquis ſein Teſtament anvertraut, er ſollte es am neunten Tage eröffnen und den drei Erben ihr Schickſal mittheilen. Schade, daß der Mann in ſeinem Aeußern und ſeiner Rede ſo wenig ſeiner hohen und, bei all' den Wundern, die Avalon einſchloß,

gewiſſermaßen geheimnißvollen Beſtimmung entſprach. Meſſire Martin Renard hätte etwas von einem Zauberer haben müſſen und war ein Mann, wie alle Advokaten; er iſt nicht einmal lächerlich," lautete Henri's Urtheil über ihn, der nur flüchtig von ſeinem Buche nach ihm aufgeſchaut. Der Vicomte konnte ſchon ruhig bleiben, ihm vermochten die dünnen, gekniffenen Lippen Martin Renard's nichts zu rauben und keine Enttäuſchung zu bereiten. Simon Riquier und Heloiſe indeß hatten etwas zu verlieren und eilten denn auch, den Advokaten in zuvorkommender Höflichkeit zu empfangen. Octave grüßte kaum, mit ſtolzem Kopfnicken — da er jede Hoffnung auf die Erbſchaft aufgegeben, war es ihm gleichgültig, ob er durch ſein Betragen gewinne oder verletze. Wie ſehr er ſelbſt durch die Freiheit und den Trotz ſeines Auftretens gewann, merkte er nicht, deſto tiefer fühlte ſich im Grund ihres Herzens Heloiſe von der Wandlung, die mit ihm vorgegangen, betroffen.

War doch ein anderer Kern in ihm als in den leichtſinnigen, genußſüchtigen, von Wohlgerüchen duftenden Cavalieren, die ſich um ihre Gunſt bewarben? Dieſe Verachtung des Reichthums, die Octave ſo ſtolz und ſicher zur Schau trug, als hätte er um ſeine Zukunft nicht zu fürchten und zu ſorgen, erhob ihn aus der Beſchränktheit und der Mittelmäßigkeit der Andern, ſein Zorn machte Heloiſe ſchüchtern. Zum erſten Mal überſchlich ſie die Empfindung der Hingebung, der Unterwürfigkeit. Mit Octave gab es kein Spiel, wie mit dem Schwätzer und Wüſtling, Henri de Rion. Sie begriff nicht, woher ſie den Muth genommen, ſeine Eiferſucht zu reizen. Warum kann man doch nicht immer durch unſere Augen in unſer Herz ſehen? Warum ſind unſere Gedanken nicht auf unſere Stirn geſchrieben? Wenn Octave jetzt zur Gräfin getreten, ihre Hand gefaßt und jene drei kleinen Worte geſprochen, die eine Zauberwelt eröffnen, ſchöner und herrlicher als

jede, welche die Götter etwa ſchaffen könnten, die drei Worte: „ich liebe Dich“ ... ja, da muß man eben ein Weib ſein, um zu wiſſen, was Heloiſe geantwortet, aber die Wahrſcheinlichkeit war da, daß ſie in dieſer Stimmung an die Bruſt ihres Vetters geſunken wäre, dieſelbe Wahrſcheinlichkeit, die dafür ſpricht, daß ein reifer Apfel hängend am ſchwankenden Zweig vom Winde herabgeſchüttelt wird. Allein Octave grollte nur immer bitterer in ſich hinein und der günſtige Augenblick rauſchte vorüber.

Dieſes Kapitel iſt zur Erörterung einer ſchwierigen, doppelſeitigen Frage beſtimmt: wie kommt, wie ſchwindet Liebe? Offenbar ſind die Seele wie der Leib gleich ſtark dabei betheiligt; gehört nun die Liebe der Philoſophie oder der Pathologie an? Iſt ſie ſpiritualiſtiſch oder materialiſtiſch? Behauptungen, Anſichten, die noch nicht fünfzig Jahre ſpäter in dem Briefwechſel Diderot's mit ſeiner Freundin Sophie Voland eine eingehende

Erörterung wiederholt finden ſollten und bei alledem bis auf den heutigen Tag zu keinem Schluſſe gelangt ſind. Die Erde iſt eben rund und es dreht ſich Alles um daſſelbe unerkennbare, unendliche ... wie nenne ich es nur gleich? Räthſel des Nichts oder Geſetz Gottes? Dreht ſich heute wie es ſich vor tauſend Jahren gedreht hat, bleibt ewig auf demſelben Flecke und kommt dem Mittelpunkt und dem Kern der Dinge nicht um ein Haarbreit näher.

So lange hatte die Gräfin Heloiſe mit ihrem Vetter verkehrt, ſie kannten ſich ſo lange, ſeit der Kindheit, daß ſie beim beſten Willen ſich nicht hätte in ihn verlieben können. Nach dem Tode ihres Gemahls war es eine Pflicht der Höflichkeit, ein Zwang der Verwandtſchaft geweſen, daß er öfter in ihr Haus kam, ſie dorthin und dahin begleitete und am Hofe für ihren Ritter galt. Dabei hatte es ihr doch ſtets geſchienen, als kümmere ihn weder ihre Schönheit noch ihre Gunſt,

ſie wie er gingen ihren eigenen Weg, nur bedacht, ſich einander nicht zu begegnen. Streit hatten ſie vielfach, indeß ſie verſöhnten ſich leicht. Es lief Alles wie Hauch über einen Spiegel hin. Mit dem Beginn dieſes Jahres war ein Wechſel in Octave's Weſen und Haltung, ihr gegenüber, eingetreten. Er wurde ernſter, ſchweigſamer, das Geringſte fing er an ſchwer zu nehmen, jede ihrer Handlungen brachte er in Beziehung auf ſich, ſeine Heftigkeit erhielt einen Zuſatz von Bitterkeit. Es war die Zeit, wo Heloiſe den Vicomte Henri de Rion unter ihren Verehrern auszeichnete. Deſſen Weiſe, die luſtigen Geſchichten, die er noch luſtiger zu erzählen wußte, ſein Ruf als Sieger über Frauenherzen und in Duellen gefielen ihr beſſer als die Stachelreden, die Zornausbrüche Octave's. In gegenſeitiger Erkaltung trennten ſie ſich. Fortan ſahen ſie ſich nur um ſtets erbitterter auseinander zu gehen. Sogar die Gemeinſamkeit ihrer Intereſſen in der Erbſchaftsangelegen-

heit, im Widerſpruch zu denen Riquier's, hatten keine Verſtändigung herbeigeführt. Wie Henri de Rion hätte Heloiſe auch einen andern ihrer Verehrer und Freunde zum Begleiter auf ihrer Reiſe wählen können, denn der Vicomte irrte, wenn er ſelbſtgefällig glaubte, daß ſie inniger an ihm als jedem andern Manne hinge, ſie nahm ihn, weil er ihrem Vetter der verhaßteſte war. Und in derſelben Abſicht zwang beinahe Octave den Maler, ihm nach Avalon zu folgen. Da ſein Bild ſie ſchon ſo ſehr erzürnt, dachte er, welch' herrliche Ueberraſchung wird ihr da Watteau in eigener Perſon ſein! Frage an Alle, die geliebt: war nun dieſe gegenſeitige Bosheit, dies Verlangen, einander wehe zu thun ſchon Liebe? Dunkle, ungewiſſe Neigung, Liebe in der Knospe, die zum beſſeren Schutz ſich mit einer dornigen Hülle umgab? Dies iſt ſicher, daß Heloiſe im Schloßhofe zu Avalon, als der Arzt den Wunſch durchblicken ließ: Octave möge zu

ſpät kommen und ſo ſein Anrecht auf das Erbe einbüßen, einen heftigen Schmerz empfand. Mitleid, ſagte ſie, nichts als Mitleid für den armen Vetter und Unwille über die Heimtücke Simon Riquier's. Da ergriff ſie der Gedanke, den einen zu belohnen und den andern zu beſtrafen. Sie wollte prüfen, ob Octave ſie liebe, und wenn ſie die Gewißheit ſeiner Neigung erlangt, die Stunde der Teſtamentseröffnung erwarten; dann, wann ſie wie er nun leer ausgingen und der Arzt triumphirte, Octave in ſeiner bedrängten Lage verzweiflungsvoll, grauſam um die letzte Hoffnung betrogen, die Lippen zuſammenpreßte, wollte ſie zu ihm treten: „Ich liebe Sie, Octave, habe Sie längſt geliebt, da haben Sie meine Hand," und ſo ihn zugleich mit Liebe und Reichthum überſchütten. Das war der Lohn, die Strafe ſollte nicht geringer ſein. Heloiſe hatte acht Tage für ſich, ſieben zuviel für eine geiſtreiche und ſchöne Frau, um einen Tölpel, wie Simon Riquier trotz

ſeiner berechnenden Klugheit und Heimtücke es war, zu überliſten und in die Bande der Leidenſchaft zu ſchlagen. Der Arzt ſollte ſie lieben, ſich mit der Hoffnung ihres Beſitzes ſchmeicheln, nur um ſeinen Fall deſto tiefer und die freudige Ueberraſchung Octave's größer zu machen. Gewiß, die Liebe Heloiſen's war keine zärtliche, gefühlvolle, wie ſie in dieſer Geſellſchaft etwa Aiſſé hegen mochte, es war eine Miſchung ſinnlicher Leidenſchaft und geiſtreicher Laune: genau das, was die Menſchen der „Regentſchaft," die Stillen und Namenloſen etwa ausgenommen, deren Abenteuer und Geſchichten nicht auf uns gekommen ſind, Liebe nannten. Eins hatte die kluge Gräfin indeß nicht berechnet: die Eiferſucht Octave's. Welche Frau ſähe nicht bis zu einem gewiſſen Punkte die Eiferſucht eines Mannes als das ſicherſte Zeichen ſeiner Liebe an? Aber eben bis hierher nur, nicht weiter! Die wahre, brennende Eiferſucht iſt ein Feuer, das die Liebe verzehrt, und Octave's

Düſterkeit und Wildheit ließ Heloiſe ſchon an dieſem Morgen, im Beginn ihres Spiels, ſolches Ende befürchten.

An dieſem Tage wollten ſie nichts vornehmen, als am Abend eine Waſſerfahrt auf dem See; denn zunächſt erklärte der Vicomte, daß ſein Fußleiden und ſein Studium Montaigne's ihm für heute jede anſtrengende Bewegung verböten, Watteau war mit der Ausſchmückung der Säle und ſeiner Zeichnung beſchäftigt und da die Gräfin für morgen die Abhaltung einer Jagd gewünſcht, ſo übernahm es Octave, die dazu nöthigen Vorbereitungen und Anordnungen zu treffen.

Die Zuſammenkunft an der Bildſäule des Pan fand, damit man für die Fahrt bis zum Sonnenuntergang eine längere Zeit gewänne, ſchon in der fünften Stunde des Nachmittags ſtatt. Getreu den Befehlen des Verſtorbenen hatte Fortunio aus der Schale das Loos zum Erzählen gezogen. Es traf Simon Riquier. Einen Anderen

würde die ſichtbare Ungeduld der Geſellſchaft, die zum Aufbruch gerüſtet das Ende der Erzählung ſchon vor ihrem Beginn herbeiſehnte, in ſeiner Eitelkeit gekränkt haben; der Arzt aber überflog mit ſeinen ruhigen Blicken Alle; die Wenigſten hatten ſich niedergeſetzt, die Meiſten ſtanden, um dem Redner in deutlichſter Weiſe Kürze zu empfehlen. Kurz war denn auch die Geſchichte Simons, kurz und ſchrecklich. Er erzählte eine Begebenheit, die während der Peſt in Marſeille ſich ereignete. Das Unglück und das Sterben einer ehemals reichen italieniſchen Kaufmannsfamilie, die aus Genua nach Marſeille hinüber gewandert. Fortunio's Thränen bekundeten, daß es die Geſchichte ſeiner Verwandten ſei. Allein das Ergreifendſte in Riquier's Vortrag war nicht das Geſchick der Einzelnen, ſondern die düſtere und mächtige Schilderung, die er von dem Elend der Geſammtheit, der Furchtbarkeit der Krankheit und dem allgemeinen Entſetzen entwarf. Der alte

Vers des Lucretius: „ſchön iſt's, vom ſicheren Hafen aus die mit Wellen Kämpfenden zu ſehen," wurde auch hier beſtätigt. Die anfänglich ſo theilnahmsloſe Geſellſchaft horchte mit einem gewiſſen ſchauernden Entzücken dem Arzte zu. Und als er geendet und ſagte: „Nun raſch an den See; wir wollen die traurigen Bilder durch freudigere verdrängen, Schein ſind doch beide, Schmerz wie Luſt" ... blieben ſie trotz ſeiner Aufforderung noch um die Statue verſammelt wie in dem Bann der ſchmerzlichen Empfindungen und Gedanken, die er in ihrer Seele aufgeregt, wie unter dem Flügelſchlag des Todesengels.

Am Geſtade des See's lagen buntgeſchmückt, mit Kränzen um den Bord, zwei Boote bereit; ihre Segel von feinſter weißer Leinwand, mit einem breiten purpurrothen Saum, in ihrer Mitte das Wappen der Roche-Noire's, ein ſilberner Thurm im blauen Felde, ſauber in Seide geſtickt. Die Führerin des einen ſollte Heloiſe, die des andern Aiſſé ſein.

Heloiſe als Königin des Tages hatte das Vorrecht der Wahl; verletzt über Octave's Kälte, der nicht einmal das Wort an ſie gerichtet und mit keiner Bewegung verrathen, daß er ihr Begleiter zu ſein wünſche, in Verfolgung ihres Plan's, wählte ſie Simon Riquier und den Maler, Henri de Rion und Frau Argentine; in das andere Boot ſtiegen Aiſſé und Octave, Fortunio, der Malteſer und der Advokat. Eine Zeit lang blieben die Boote bei ſanft wehendem Winde, jedes von vier Ruderern getrieben, faſt in unmittelbarer Nähe, man konnte aus dem einen in das andere hinüber ſprechen; allmählig kamen ſie jedoch auseinander, das Aiſſé's war ein beſſerer Segler. Weit hin über das ſonnenbeſchienene Waſſer warf der Thurm ſeinen Schatten. Hier, von dem See aus, in einiger Entfernung, gewahrte man erſt die Größe und Maſſenhaftigkeit des Bauwerks. Watteau und der Vicomte blickten faſt unverwandt zu ihm hinüber, während der Arzt und Heloiſe an der

vorderen Spitze des Boot's ſaßen und ſprachen. Frau Argentine ſchwebte in beſtändiger Lebensgefahr, ſo behauptete ſie; jedes ſtärkere Schaukeln des Fahrzeugs erpreßte ihr einen unterdrückten Angſtſchrei und den Verſicherungen Henri's, daß er ſie unter allen Umſtänden wohlbehalten an das Land bringen würde, antwortete ſie mit dem trübſeligſten und ungläubigſten Lächeln. Die „Rekognoscirung des Thurms" — der Vicomte gebrauchte den kriegswiſſenſchaftlichen Ausdruck, um dem Maler Reſpekt einzuflößen — hatte jedoch keinen Erfolg, wie genau ſie auch unternommen wurde. Das Gebäude beſaß nach der Waſſerſeite zu nämlich nur Schießſcharten und hoch oben drei oder vier ſchmale, mit Eiſenſtangen vergitterte Fenſter ... daran konnte ſich denn freilich keine holdſelige Erſcheinung zeigen und am wenigſten in dieſer Ferne erkannt werden.

Immer dem Boote Aiſſé's nacheilend erreichte das Heloiſen's die Mitte des See's. An dieſer

Stelle war die Ausſicht von entzückendem Reiz. Vor ihnen die Geſtade, dunkel bewaldet hier und dort, ſteilaufragend in röthlichen und grauen Steinmaſſen, wunderlich zerklüftet, jetzt zurücktretend, jetzt vorſpringend, die Bäume des Nordens abwechſelnd mit denen des Südens, aus den Felsſpalten aufklimmend eine Pinie, eine Steineiche über einer Reihe Maulbeerbäume, die ſich weiter vom Ufer in das Land hinein verlor. Blickten ſie zurück, ſo lag der Garten mit ſeinen Platanen und Kaſtanien, der Thurm mit der flatternden Fahne und das Schloß, deſſen ſpitzgiebeliges Dach mit den ſtahlblau ſchimmernden Schieferplatten über die Wipfel aufragte, im Abendſonnenſchein... Ein milder Wind wehte über das Waſſer, ſtark genug, um das Segel leicht zu ſchwellen und die Arbeit den Ruderern zu erleichtern, zu ſchwach, um in ſtürmiſch unruhiger Bewegung die Wellen aufzutreiben. Sanft leuchtend grüßte vom blauen Himmel die Sonne. Jetzt, in der Mitte des

Frühlings, hatte sie nur liebkosende, noch keine versengenden Strahlen. Das Grün der Olivenbäume, wenn sie ihren Glanz darübergoß, schimmerte noch frisch, ohne jenen mattgrauen Ton, den es im Hochsommer annimmt.

Sie näherten sich einem kleinen Eiland, Blumen und Gras, Schlingpflanzen und Bäume wild in einander gewirrt — „noch nie," sagte Simon Riquier der Gräfin, „so lange Menschen denken können, betreten," eine süß duftige Wildniß, deren Königin eine gewaltige Eiche zu sein schien, die über das Gebüsch um ihren Fuß, die Ranken, die an ihrem Stamm hinaufzuklettern suchten, über alle anderen Bäume emporstieg und ihre breite Krone den Wolken, den Sternen und den Adlern entgegentrug. Gerade um die eine Spitze der Insel biegend, entzog sich ihnen Aissé's Boot. Einmal äußerte Heloise wohl den Wunsch, an das Land zu steigen, gab ihn aber wieder auf, da die Schiffer versicherten, der Boden wäre feucht und

das Dickicht pfadlos. So nahe fuhren ſie jedoch auf ihren Befehl an dem Eiland vorüber, daß die im Boot Sitzenden das Schilf und die Binſen, die in das Waſſer hineinwuchſen, mit ihren Händen berühren konnten

„Wollen Sie mir die Inſel malen, Herr Watteau?“ fragte die Gräfin.

„Nein, das überſteigt meine Kräfte, vielleicht überhaupt die Macht der Kunſt. Nicht jede landſchaftliche Schönheit fügt ſich dem Pinſel und den Farben. Der Zauber dieſer Inſel liegt mehr in der Abgeſchiedenheit und Stille, als in ihren Farben und ihrer Geſtaltung. Wer das Licht malen könnte, der möchte auf der Leinwand einen Eindruck hervorbringen, dem ähnlich, den wir jetzt von der lebendigen Natur empfangen. Und dann, ich bin kein Landſchaftsmaler ... ja, wenn ich Italien geſehen, die Werkſtätte des großen Pouſſin! Wenn ſie nicht geweſen wäre ...“

„Sie? Ah! die Dame mit der Agraffe ...

Laſſen Sie mich das Kleinod doch noch einmal ſehen" —

„Wahr geſprochen, Frau Gräfin. Wenn die Dame mit der Agraffe nicht mein Leben zugleich erhellt und verdunkelt ..."

„Ach, Herr Watteau, keine betrübten Geſchichten! Mein Vetter, Herr Simon Riquier, hat uns heute ſchon ſo viel Trauriges erzählt!"

Sie hatte die Agraffe mit dem Bande von dem Hute losgemacht und ließ ſie in der Sonne blitzen.

„Betrübt? Die Geſchichte iſt äußerſt luſtig. La Fontaine hat keine beſſere erzählt."

„Halt da, Meiſter Watteau! La Fontaine ... das will etwas ſagen. Ich verſtehe nicht italieniſch genug, um über Boccaccio zu reden, aber La Fontaine! Auf ſeine Geſchichten laſſe ich ſo wenig kommen, wie auf meinen Degen. Die Schönheit des Fräuleins Aiſſé, die Verſe La Fontaine's und der Degen Henri's de Rion: das ſind drei

Dinge, die zu ſehen und zu hören ſich das Daſein in dieſer Lumpenwelt verlohnt," ſagte der Vicomte.

„Und um meine Geſchichte, Herr Vicomte! Ihren Degen in Ehren, aber mein Pinſel verdient dieſelbe Unſterblichkeit."

Henri wollte ſich vor Lachen über „dieſen Witz" des Malers ausſchütten. „Watteau, warum ſind Sie nicht Hofnarr geworden? Das Geſchäft iſt doch einträglicher als Farbenreiben."

„Ich male die Affen, kann ſie aber nicht reden laſſen."

„Sie möchten in letzterem Falle auch gar leicht in die Baſtille geſteckt werden, Herr Watteau," meinte Heloiſe mit freundlichem Lächeln, „um ſo eher, wenn man wie wir Ihre Vorliebe für die Einſamkeit kennen würde, die Baſtille ſoll ſo ſtill ſein wie La Trappe:" dabei ſpielte ſie noch immer mit der Agraffe und ſchien ſich an dem Gefunkel ihrer Steine zu erfreuen.

Dies Lächeln war für den Maler, als hätte ſich eine Schlange eiskalt um ſeinen Fuß geſchlungen.

„Und dieſes Band, dies Kleinod iſt Ihr Liebespfand von der Dame Ihres Herzens?“

„Das einzige.“

„Wie prächtig, wie zierlich! So bewundern Sie es doch, Vicomte“ — und ſich zu ihm hinüberneigend, hielt ſie die Agraffe hoch in der Hand. Ihre haſtige Bewegung brachte ein heftigeres Schaukeln des Bootes hervor, Frau Argentine zitterte, und jetzt, hart an der Spitze des Eilands, faßte ein ſchärferer Windſtoß das Segel . . .

„O weh über mein Ungeſchick! Ihre Agraffe iſt mir aus der Hand in das Waſſer gefallen,“ ſagte die Gräfin.

Zwei, drei Ruderſchläge — ſie waren ſchon weit von dem Punkte, wo Heloiſe — abſichtlich oder unabſichtlich — das Kleinod verloren.

Watteau ſtarrte nach der Stelle hin, auf die Heloiſen's Hand deutete, keine Thräne war an

ſeinen Wimpern, in ſeinen Augen zu entdecken, und dennoch weinten ſeine Augen; kalte Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn, er zitterte.

Einer hatte Mitleid mit ihm, Simon Riquier; der beugte ſich zu ihm und flüſterte ihm in's Ohr: „Muth und Rache!“

Schon rief auch die Gräfin: „Seien Sie mir nicht böſe, Watteau. Ich erſchrak ſo ſehr über das Schwanken des Bootes, ich bin ſchuldlos an dem Mißgeſchick. Sie ſollen die ſchönſte Agraffe haben, die es in Paris giebt, aus meiner Hand haben. Ich ſelbſt will ſie an Ihren Hut ſtecken. Was ich nicht für meinen Geliebten thun würde, thue ich für Sie.“

„Meiſter Watteau, damit müßt Ihr ſchon zufrieden ſein. Welches Glück die Narren haben!“ tröſtete Henri.

Und Heloiſe fuhr fort: „Es war das einzige Andenken an eine unglückliche Liebe, ſagten Sie. Wohl, laſſen Sie's in den Wellen begraben und

vergeſſen ſein. Mir iſt's, als hätte es noch eine große Gefahr über Sie heraufbeſchwören müſſen. Das Kleinod iſt verloren, mag nun auch die Erinnerung an die Vergangenheit in Ihrem Herzen ſterben."

Für Watteau tönte aus ihren letzten Worten eine dumpfe, ſchreckliche Drohung heraus, allein ſein Schmerz, ſein Haß und die Einflüſterungen des Arztes überwanden ſeine gewohnte Beſorgniß — ſich umwendend nahm er den Hut, der noch auf der Bank neben der Gräfin lag; etwas wie ein Schleier ruhte auf ſeinem Geſicht, er hielt die Augen geſenkt und ſagte nur: „Ich danke der Frau Gräfin von Villeneuve für Ihre Theilnahme an meinem Geſchick, ich hoffe, der Tag der Vergeltung wird auch für mich kommen — ich hoff's, bei dem Gott der armen Leute."

„Vergeltung?" Und zornig und ſpöttiſch warf ſie die Lippen auf.

„Drängen Sie doch nicht ſo in den armen Burſchen, Frau Gräfin," miſchte ſich Henri de

Rion in das Geſpräch. „Er zittert noch vor innerer Bewegung und ſoll Acht auf ſeine Zunge nehmen. Wer weiß, welche vornehme Dame ihm die Edelſteine geſchenkt!“

„Vornehme Dame?“

„Warum nicht? Ich habe wohl erfahren, daß die Blumenmädchen und Ballettänzerinnen Edelſteine annehmen, aber noch nie, daß ſie ſolche Geſchenke machten.“

„Herr Watteau,“ fragte Heloiſe kaltblütig, „wer war denn die Dame, Ihre Geliebte?“

„Die iſt todt.“

„Sie muß doch einen Namen gehabt haben.“

„Namen? Was iſt ein Name? Ein Hauch, ein Nichts. Die Luft hat ihn weiter getragen und zuletzt verweht.“

Hier glaubte Simon Riquier die Aufmerkſamkeit Heloiſen's auf eine andere, ſich öffnende Ausſicht lenken zu dürfen, das ängſtliche Geſpräch verſtummte und ein friſcherer Windzug zerſtreute

die Schwüle, die ſich über der Geſellſchaft wie ein drohendes Wetter zuſammengezogen ...

Schon in der zehnten Stunde ſtanden ſie von der Abendtafel auf, der Vicomte meinte, durch einen langen Schlaf ſein Fußleiden und ſeine ſkeptiſche Philoſophie, mit der er dieſen Tag die Welt und ſeine eigene Perſon betrachtet, los zu werden, und am nächſten Morgen wieder der glänzende Henri de Rion zu ſein, deſſen Witz ſo wenig wie ſein Degen den Roſt kannte; die andern wollten durch die Nachtruhe ſich zu den Anſtrengungen der Jagd vorbereiten. Heloiſe, die bei der Tafel den ganzen Reichthum ihres Geiſtes entfaltet hatte, entband noch Watteau und Frau Argentine von der Pflicht, an der Jagd Theil zu nehmen, und gab eben Allen das Zeichen zum Abſchied und Aufbruch, als Octave ſagte: „Auf ein Wort, ſchöne Couſine!“

Er hatte ſie ſo gar nicht beachtet, war nicht von der Seite des Malteſers und Fortunio's

gewichen, hatte nur für ſie Scherze getrieben und von ſeinen Feldzügen erzählt, jetzt richtete er ſeine Bitte in ſo kühlem und gleichgültigem Ton an die Gräfin, daß Alle der Anſicht waren, zwiſchen beiden handle es ſich nur um eine geſchäftliche Angelegenheit. Dennoch verließ die Geſellſchaft den Saal und trat in das Nebenzimmer.

Heloiſe und Octave waren allein. Zwar ſtand der eine Flügel der Thür nach dem Nebengemach offen, allein die darin Verweilenden redeten ſo laut und eifrig mit einander, daß von ihnen weder Störung noch Belauſchen zu befürchten war.

„Was wünſchen Sie, mein Vetter?“ Die Gräfin hatte den Muth, zu beginnen, ſei es nun aus Verdruß über Octave's Kälte, oder in der Gewißheit ihres endlichen Sieges.

Der Marquis ſpielte mit den Troddeln ſeines Degengehängs, ſah noch einmal finſtern Blicks in das ſtrahlende, volle, lächelnde Geſicht Heloiſen's ehe er antwortete: „Meine Couſine, wir haben

eine vergebliche Reiſe gemacht. Dieſe Erbſchaft war eine Seifenblaſe. Sie iſt zerplatzt, gerade wie Bomben zerplatzen. Wunden hinterlaſſen dieſe, Schmerzen jene. Indeß, ich bin gefaßt. Darf ich daſſelbe von Ihnen hoffen, Couſine?“

Auf dieſe unerwartete Anrede ſtand Heloiſe ſchweigend, verwirrt, ſie ſchlug ihren Fächer zuſammen, nur um eine Bewegung zu machen.

„Alſo gefaßt,“ erwiederte Octave darauf. „Was wird meine ſchöne Couſine beginnen, wenn unſer Verwandter, Herr Simon Riquier, die Million und Schloß Avalon erbt?“

„Aber, mein Vetter, Sie ſind doch weder mein Beichtvater noch mein Advocat.“

„Nein, doch ich liebe Sie, Heloiſe.“

So verſtellt und verſteckt ſind die Frauen: während ihr Herz vor Freude zitterte, lachten die Lippen der Gräfin: „Auch Sie, Octave? An meinen Triumphwagen gefeſſelt? Ein Sklave der thörichtſten Leidenſchaft, wie Sie bisher die

Liebe geſcholten? Sie, der Mann des Schwertes und der Künſte, der Bewunderer Watteau's und der Lecouvreur, Sie werden ſich doch nicht ſo tief erniedrigt, ſo ganz Ihre Grundſätze vergeſſen haben, um einer armen Wittwe von Epheſus wie mir im Ernſte den Hof zu machen?"

„Ja, Frau Gräfin von Villeneuve, bei alledem! Ich liebe Sie, freilich in meiner Weiſe, etwas eigennützig, etwas eiferſüchtig. Lieber halt' ich einen Kugelregen als die Launen einer Frau aus. Weder die gefällige Rede des Vicomte noch der böſe, bezaubernde Blick unſers würdigen Verwandten, Herrn Simon Riquier's, ſteht mir zu Gebote. Dennoch habe ich den Eigenſinn, um Sie zu werben. Sie haben die Wahl, die alte Geſchichte von Paris und den drei Göttinnen kehrt ſich einmal um. Ich verlange ein Opfer von Ihnen, Heloiſe, Ihre Freiheit; aber ſollte die treue Liebe eines Mannes nicht das ſüße Spiel des Hin- und Herflatterns erſetzen — ein

Spiel, in dem man die erſten ſcheinbaren Gewinne doch ſchließlich mit dem Verluſte ſeiner Ruhe bezahlt? Nur in Beſtändigkeit und Zärtlichkeit bewahren wir die Jugend unſeres Herzens. Wollen Sie's mit mir und meiner Neigung wagen? Da iſt meine Hand."

Warum ſchlug ſie, trotz der Stimme ihres Innern, nicht ein? Vertraute ſie ſeinen Verſicherungen nicht? Fiel es ihrer Eitelkeit zu ſchwer, ſo plötzlich vor den Andern ihrer Unabhängigkeit zu entſagen und ihr Lächeln, ſtatt für Alle, fortan nur für einen Einzigen zu haben? Nachher betrog ſie ſich ſelbſt, wenn ſie, über dieſen Augenblick nachdenkend, meinte: nur aus Beſorgniß für ihn hätte ſie geſchwiegen, ihre offene Erklärung würde Henri wie Simon gegen ihn gereizt und ihn dem Degen des Einen wie der im Dunkeln ſchleichenden Heimtücke des Andern ausgeſetzt haben.

„Sie wollen mich nicht durch Ueberfall gewinnen, Octave; Sie laſſen mir Zeit zur Ueber-

legung. Uns Frauen bleibt ſo wenig, wenn wir unſere Freiheit aufgegeben haben. Ihre Schwärmerei für die Ehe iſt mir ſo neu, ſo neu! Einer Wittwe können Sie nicht zürnen, daß Ihre Begeiſterung ihr verdächtig erſcheint. Wer griffe zweimal in glühende Kohlen? Prüfet Alles und das Beſte behaltet."

„Ich verſtehe ..."

„Ueber dieſe Männer! Sie ſind beleidigt, wenn ſich ihnen ein Frauenherz nicht auf die erſte Bitte hingiebt. Und die Roſe müßt ihr doch aus den Dornen brechen."

„Die Roſe bleibt wenigſtens an ihrem Stiel, der Sinn der Frauen iſt wankelmüthig."

„Die Männer, und Octave de Roche-Noire voran, ſind wohl wegen ihrer Tugend und Treue berühmt?"

„Wenn ſie einmal lieben, ja."

„Wer von euch ſähe denn ein ſchönes Geſicht ohne den Wunſch, es zu küſſen?"

„So ſprechen alle Frauen, die den Kuß begehren.“

„Vetter!“ Sie drohte mit dem Fächer — eine leidenſchaftliche Haſt und Erregung erhielt Gewalt über beide. „Es iſt ſo leicht,“ ſagte ſie noch, „die eigene Sünde auf die Schultern Anderer zu wälzen, Vorwürfe mit Vorwürfen zu bezahlen.“

„Ich erhebe keinen Vorwurf, ich bezeichne nur eine Thatſache. Die Frauen ſind eitele Geſchöpfe und wer ihre Eitelkeit befriedigt, der hat ſie.“

„Sicherlich muß er dann ſeine Ausdrücke beſſer wählen, als Sie.“

„So zierlich, wie der Vicomte de Rion, ohne Zweifel.“

„Der Umgang mit den Damen des Theaters und der Tanz mit Bauernmädchen ſcheint für Sie doch nicht die rechte Erziehung durch die Grazien geweſen zu ſein.“

Darauf antwortete Octave nicht, er verbeugte

ſich ſchweigend vor ihr, unwillkührlich legte er dabei die Hand auf den Griff ſeines Degens.

Eben ſagte im Nebenzimmer Simon Riquier mit ſeiner ernſten Stimme, die zuweilen wie aus einem Grabe klang: „Glauben Sie mir, Herr Vicomte de Rion, häßliche Frauen paſſen beſſer zur Ehe, als ſchöne. Frauen von einem gewiſſen Schnittt des Geſichtes ſollten ſich nie vermählen, ſie ſind zur Treuloſigkeit geboren und können nichts dawider noch dazu thun, warum haben ſie ſolche Lippen und Augen?“

Das mochte auch für Heloiſe und Octave den Schluß ihres Geſprächs bilden, ſie gingen auseinander, die Gräfin mit der Ueberzeugung, daß ſie ihr Vetter liebe und daß ihre Weigerung, ihr Sträuben ſeine Leidenſchaft nur noch mächtiger entflammen würde: Octave, zwieſpältigen Sinnes, jetzt von ſeiner Neigung, jetzt von ſeinem Stolze beſtimmt.

So, im innerlichen Kampfe, ſtieg er eine halbe

Stunde ſpäter die Terraſſe in den Garten hinab. Die Gemächer, welche die Geſellſchaft bewohnte, lagen alle nach dieſer Seite zu und Octave konnte wahrnehmen, daß in ihnen allen die Lichter verlöſcht ſeien und der Schlaf und die Träume ihren Einzug gehalten. Nur in dem einen war noch ein ſchwacher Lichtſchimmer ſichtbar, Heloiſe wachte noch. Langſam wandelte Octave unter den Platanen auf und ab. Selbſt von ihren Schatten gedeckt überſah er die ganze Façade des Schloſſes. Das Fenſter Heloiſen's war etwa zwanzig Fuß hoch über dem Boden, er bedachte, ob er hinaufſteigen ſollte. Es war ihm, als bewegten ſich hinter den Vorhängen zwei Schatten, die Wahrſcheinlichkeit ſprach dafür, daß es die Zofe ſei, die der Gräfin beim Auskleiden helfe, allein ſeine Eiferſucht verwarf dieſe Erklärung des Schattens, nach ihm mußte es der Vicomte oder Simon Riquier ſein. Eine Weile ſchwankte er in ſeinem Entſchluß, zuletzt, da das Licht nicht erloſch, die

Schatten nicht verſchwanden, verdrängten Haß und Rachſucht jede ruhigere Ueberlegung. Die zwei Tage, die er nun in Avalon zugebracht, hatten Octave verwandelt und die rauheren und ſchrofferen Seiten ſeines Weſens herausgekehrt. In Paris, in der Unthätigkeit des Friedens, war er ein verſchwenderiſcher, leichtſinniger, vornehmer Edelmann geweſen, in nichts von einem Herzog von Richelieu und einem Vicomte de Rion unterſchieden: kein eigener Mann, nur das wohlgelungene Exemplar einer beſonderen Gattung Menſchen. Hier aber zerriß der Schleier, eine Enttäuſchung folgte der andern. Nie hatte er ſonſt über Vergangenheit und Zukunft nachgeſonnen, jetzt bedauerte er, daß er die eine nutzlos vergeudet, und erſchrak vor dem düſtern Bilde, das ihm die andere entrollte. Die Gewißheit, arm aus Avalon zu gehen, die Zurückweiſung, die er von Heloiſen erfahren, die ſchmerzliche Erkenntniß, daß ſich ſeine Liebe ſo ganz in ihr geirrt, hätten einen ſchwächeren Muth nieder-

gedrückt, ihm dienten sie nur dazu, die Maske und das Kleid eines Höflings und eines Wüstlings abzustreifen, er wurde wieder der Soldat von Turin und Malplaquet.

„Es bleibt mir nichts übrig," murmelte er vor sich hin, „als diesem Simon Riquier den Hals zu brechen. Das wird mich beruhigen."

Ehe er indeß über den Rasenplatz zum Schlosse kam, hörte er den halblauten Ruf: „Sind Sie es, Vicomte?"

Auf der Treppe der Terrasse stand Watteau.

Vor dem Maler brauchte er sich nicht zu verbergen. „Ich bin's, Watteau."

Der war schon hinabgestiegen. „Herrlicher Mondschein!"

„Plagt Sie der Böse oder Schlaflosigkeit? Was treibt Sie in den Garten?"

„Dasselbe wie Sie. Ein Ungewisses. Es steckt in der Luft Avalon's."

„Was denn? Die Pest? Ein Geheimniß?"

„Die Tollheit — aber da wir alle daran leiden, hat Keiner die Zwangsjacke zu fürchten. Hier ſind die Narren die Mehrzahl. Und was ich im Garten will? Spazierengehen, wie Sie, Herr Marquis, ein Fenſter erklettern, wie Sie.“

„Das dort?“ Und Octave zeigte nach den Fenſtern Heloiſen's hinauf.

„Nein; meine Schöne wohnt im Thurm. Der Vicomte behauptet, ſie wäre toll; das läßt mich vermuthen: ſie möchte die Verſtändigſte von uns allen ſein. Der Thurm ... wenn ich in die Baſtille geſteckt würde, brächten Sie mich wieder heraus?“

„Ich hoffe es. Haben Sie ſchon wieder Schreckensahnungen gehabt? Geſpenſter geſehen?“

Grad aus ſtreckte Watteau ſeine Hand. Vor ihnen, über den vom Mondlicht hell beſchienenen Raſen, zwiſchen der Treppe und der Allee, die zum Thurm führte, gingen zwei Geſtalten; die eine in weißen Gewändern, weiß verſchleiert, die andere erkann-

ten Octave wie der Maler an dem Barette, das ſie auf dem Haupte trug, als den Knaben Fortunio.

„Hat der Junge eine Liebſchaft?“ flüſterte der Marquis. „Es iſt doch nicht Fräulein Aiſſé?“

„Sie kommen näher . . .“ allein Watteau täuſchte ſich. Denn mitten auf dem Raſen ſtand die Geſtalt in Weiß lauſchend ſtill. Den Schleier erhob ſie nicht, ſo daß ihr Antlitz den beiden Männern verhüllt blieb. Das Licht des Mondes, das ſie umfloß, zeigte dagegen ihren ſchlanken und feinen Bau. Als wäre ihr die Gegenwart der unter den Bäumen Stehenden gleichſam durch den Lufthauch verrathen worden, der durch die Wipfel der Platanen fuhr, wandte ſie ſich haſtig zur Umkehr. Kein Wort wurde zwiſchen ihr und Fortunio gewechſelt. Erſt als ſie die Schatten der Allee erreichte, mäßigte ſie ihre Schritte. Jetzt konnten ſie Octave und Watteau von ihrem Standpunkt, den ſie nicht zu verlaſſen wagten, nur undeutlich gewahren, oft nur das Flattern ihrer weißen Ge-

wänder. Da wandten ſich Fortunio und ſeine Begleiterin noch einmal nach dem Schloſſe zurück. Der Maler, der auf die Entdeckung des Abenteuers geſpannter war, als Octave, trat ein wenig vor; er ſah Fortunio ſeinen Arm erheben und die neben ihm ſtehende weiße Geſtalt auf einen Vorſprung, einen Balkon oder ein Fenſter des Hauſes aufmerkſam machen. Ein leiſer, unterdrückter, ſchmerzlicher Schrei erfolgte ... offenbar hatte ihn die Geſtalt in Weiß ausgeſtoßen. Watteau ſtutzte, es war der Ton einer ſanften Frauenſtimme — eilig zog Fortunio ſeine Begleiterin tiefer in den Baumgang.

Watteau war im Begriff, ihnen nachzugehen als er ſich von dem Marquis am Arm ergriffen fühlte.

„Hörten Sie?“

„Den Schrei? Natürlich, allein das Merkwürdigſte iſt, daß ich dieſen Ton ſchon einmal gehört habe.“

„Ich“ ... nun ſchien Octave ſich doch eines Beſſeren zu beſinnen und das Geſtändniß, das ihm zu entfliehen drohte, zurückhalten zu wollen — „wohin gehen die beiden?“

„Nach dem Thurm.“

„Wer iſt dieſes Weib? Eine Närrin, ſagten Sie. Riquier ſoll uns Rechenſchaft geben, Riquier oder Ambroiſe, ſie wiſſen um Alles, was ſich hier im Hauſe ereignet.“

„Das wäre der ſicherſte Weg, nichts zu erfahren. Der Arzt vergiftete die Unſchuldige eher mit Aqua Toffana, als daß er Ihnen ihren Namen und ihre Herkunft geſtände.“

„Oho, ich werde ihn dazu zwingen, dieſen Augenblick noch.“

„Er wird ſein Zimmer doppelt verriegelt haben.“

„Wir ſteigen durch's Fenſter.“

„Er wohnt im zweiten Stock.“

„Nein; jetzt iſt er dort.“

Noch immer das Licht in Heloiſen's Gemach, die zwei Schatten hinter den Vorhängen ...

„Dort? Bei der Gräfin von Villeneuve? Die Sache iſt gefährlich, mich fängt an zu frieren, als ſäße ich ſchon in einem Kerker der Baſtille.“

„Watteau, was haben Sie nur gegen dieſe Frau? Trauen Sie ihr eine boshafte Handlung zu?“

„Stellen Sie doch einem Argloſen keine Falle, Herr Marquis, Sie lieben dieſe Dame ...“

Unmuthig warf Octave den Kopf in die Höhe: „Meiſter Watteau, kümmert Euch nicht um meine Angelegenheiten.“

„Darum ſchweige ich und ſtecke meine Finger nicht zwiſchen Thür und Pfoſten.“

„Friede mit allen Redensarten. Niemand ſoll Euch ein Haar krümmen, Niemand! Der Regent hat mit Euch geſprochen, hat Euch auf die Schulter geſchlagen, das iſt wie ein Ritterſchlag aus alten Zeiten. Seid muthig und aufrichtig.

Mir iſt, als hätten ſich unſere Lebensſchickſale ſchon einmal berührt. Ohne daß wir es wußten, ohne daß wir je einer des Andern Namen gehört. Der Ton von vorhin... Aber oben im Zimmer iſt Bewegung, die Schatten entfernen ſich. Dieſer Simon Riquier darf uns nicht entwiſchen, hinein, Watteau!"

Diesmal war das Unternehmen nicht ſo ſchwierig, wie der geſtrige Verſuch, den Thurm zu erklettern. Denn vor dem Fenſter erhob ſich der vom Blitz getroffene Stamm einer Weide, die früher am Rande des Brunnens gerauſcht. Jetzt trieb der Baum keine neuen Zweige mehr, und die alten waren nur ſpärlich begrünt. Kahl ragte ſeine Spitze auf, weißgrau im Mondlicht. Von ihr mußte man das Gemach der Gräfin überſehen können. Freilich war man ſelbſt, wenn die Gräfin ſich dem Fenſter nähern ſollte, der Gefahr der Entdeckung ausgeſetzt. Watteau befand ſich aber in einer jener ſtürmiſchen Gemüthsaufwallungen, die

den Einſpruch und den Widerſtand der Vernunft gar nicht aufkommen laſſen. Während der Marquis noch mit dem Blicke die Höhe maß und an der Mauer des Schloſſes nach Vorſprüngen und Abſätzen ſuchte, um vermittelſt ihrer emporzugelangen, war Watteau die Weide hinaufgeklettert.

„Könnt Ihr hineinſchauen?“

„Hier nicht — aber ſo; da iſt eine Lücke in den Vorhängen. Die Gräfin ſitzt auf dem Ruhebett, vor ihr auf dem Tiſch liegt ein Buch oder ein Papier, ſie lieſt . . .“

„Sie lieſt?“

„Sie hat den Kopf auf den Arm geſtützt, ich will nicht Watteau ſein, ſie lieſt. Neben ihr auf einem Stuhl ſitzt ein Mann.“

„Simon Riquier?“

„Ich kann ihn nicht erkennen, er iſt im Schatten.“

„Ihr habt keine Augen, wartet, ich komme hinauf.“

„Zwei trägt der Aſt nicht.“

„Dann ſteigt herunter — ſtill! ſtill! Da kehrt Fortunio von dem Thurm zurück, duckt Euch, wenn ihr nicht geſehen werden wollt.“

Octave drängte ſich dicht an den Weidenſtamm.

Aus dem Baumgang über den Raſen, der Treppe zu, ſchritt Fortunio. Er ſang:

„Glückſeligkeit entſchwunden
Und nimmer wieder mein,
Du Qual all' meiner Stunden,
Was büßt' ich, Dich verlierend, nicht die Erinn'rung ein?“

Bei der tiefen Stille der Nacht und der klaren Stimme des Knaben wurde den Lauſchenden jedes Wort vernehmlich. Je höher Fortunio die Terraſſe hinaufſtieg, deſto ſchwächer verhallte der Geſang.

„Was büßt' ich, Dich verlierend, nicht die Erinn'rung ein!“ ſeufzte auf der Spitze des Baumes Watteau. „Dieſe Verſe ...“

„Ja," flüſterte unten der Marquis, „die Verſe Bertaut's; woher kennt ſie der Knabe nur?"

In dieſem Augenblick, der für ſie beide ſo feierlich, wehmüthig und voll Erinnerungen ſein mußte, brach Watteau in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Seid Ihr beſeſſen!" rief ärgerlich Octave hinauf.

„Er ſteht von ſeinem Seſſel auf, er ſteht da!"

„Simon Riquier?"

„Nein, der Advokat aus Aix, Meſſire Martin Renard" — und er ſtieg nach einer Weile lachend den Baum hinab.

Bayeriſche Staatsbibliothek München